Zeit- und Lebensbilder.

Erster Band.

In demselben Verlage erschien:

Hof und Bühne.

Novelle aus dem modernen Leben

von

H. E. R. Belani.

3 Bände. Velinpapier in farbigen Umschlag geh. Preis 4 Rthlr. 12 Gr.

Mit dem Motto: „Les extrêmes se touchent."

Auf welche höchst interessante Erscheinung jeder Gebildete aufmerksam gemacht wird. Der Verfasser sagt in seinem Vorworte: „Das Repräsentationsleben von Hof und Bühne allein zu schildern, würde nur ein kaltes Bild geben; aber wenn man das warme Blut in den Adern dieser Repräsentationsmenschen pulsiren fühlt, so gewinnt das Bild eine Lebenswärme, die uns für das Schicksal der darin erscheinenden Personen interessiren muß. Damit sei das Enthüllen des durch das Scheinleben der Repräsentation Verhüllten apologirt ꝛc."

Zeit- und Lebensbilder.

Novellen, Humoresken, Ironien

und

Reflexionen

von

C. Herloßsohn.

Erster Band.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

1839.

Leipzig, Verlag von August Taubert.

127. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Gondoliere.

Novelle.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Die Nachmittagssonne brannte auf den Lagunen. Vor allen Fenstern der Westseite am Kanal Onofrio hingen die Marquisen und bewegten sich kaum in der schwerfälligen Luft. Gelber Dunst bildete sich über dem trüb hinschleichenden Wasser. Pippo hatte sich auf den Boden seiner Gondel niedergelegt, den Kopf unter dem schirmenden Dach der Kajüte, und hielt Siesta.

Ein schönes Mädchen kam das Trottoir entlang, sie trug ein Körbchen. Schützend hielt sie die Hand gegen den Sonnenbrand. Leicht rauschte das hellblaue Gewand über ihre zarten Glieder, das silberbordirte schwarze Mieder umspannte knapp Brust und Nacken; um die Schultern gaukelte das mit rothen Bändern zierlich durchflochtene Haar. Ihr Antlitz war voll Liebreiz; braune

Wangen, unter welchen der Purpur glühte; schwarze, feurige Augen mit zoll-langen Wimpern, ein lieblicher Mund, der mehr zum Küssen und Lachen, als zum Schelten gemacht schien; in Gang und Haltung lag Anmuth und Zierlichkeit. — Sie schien die Gondeln zn zählen; bei der sechsten blieb sie stehen und trat die drei Granitstufen vom schmalen Quai herab.

„Pippo! Pippo!“ rief sie. — „Mein Gott, er schläft! Nun Du verträumst auch den ganzen Tag; wenn jetzt ein Nobile käme und wollte hinausgerudert werden; die Andern wären gleich bei der Hand.“

Der Gondoliere erwachte, rieb sich die Augen und war mit den Worten: „Ah! Marietta!“ auf den Beinen.

Er war ein junger, schlankgewachsener Bursche mit Rabenlocken und Feueraugen. Sein Kostüm war das des Gondoliere: eine leinene Jacke, buntgestreifte Beinkleider, von einer Schärpe an den Hüften umwunden, auf dem Kopf ein breitgekrämpter Strohhut. Als besondere Zierde trug er

ein buntseidenes Tuch lose um den Hals geschlungen.

Er reichte dem Mädchen die Hand, um ihr in die Gondel zu helfen. Sie aber setzte den zierlichen Fuß nur auf den Rand des Fahrzeugs und sagte: „Narr! Du weißt doch, daß ich keine Zeit habe. In einer Stunde kommen schon die Spaziergänger auf den Marcus. Die Mutter war gerade eingeschlummert; da stahl ich mich fort. Wenn ihr die verdammten Buben nur nicht inzwischen ein Paar Limonien oder eine Melone stehlen; sonst hab' ich eine saure Stunde. Hier, Pippo, hab' ich Dir Kirschen gebracht; — gib her den Hut, — sie sind ganz frisch."

„Danke, Marietta!" sagte Pippo, „danke; aber komm nur herein in die Gondel, ich rudre Dich hinab bis zur Darsena und wieder herauf — wir können noch ein wenig plaudern."

„Nein, nein!" unterbrach sie ihn und schüttete den Inhalt ihres Körbchens in seinen Hut: „dazu ist's heut Abend g'nug Zeit. Du kömmst doch, Pippo — um zehn Uhr?"

„O Marietta,“ versetzte der Bursche und fuhr sich verlegen mit der Hand durch das lockige Haar; — „gerade um 10 Uhr hat mich ein Nobile bestellt; den soll ich bei Ildefonso erwarten und weiß Gott wohin rudern. Satanasso — der könnte auch früher kommen. Aber er bezahlt gut.“

„Nun also um eilf!“ versetzte Marietta resignirt. — „Geschäfte gehen vor; wenn's nicht eine Ausrede ist und Du in der **Stradella d' oro**, bei Andrea, wo der Cyperwein geschenkt wird, die hübsche Anna, die Tochter —“

„Marietta — Satanasso!“ unterbrach sie der Gondoliere verdrießlich, „wird das dumme Gerede kein Ende haben. Bringst mir Kirschen, und damit sie ja nicht schmecken, spritzest Du Galle drauf.“

Sie lachte schelmisch; — er faßte gleich wieder besänftigt ihre Hand und wollte sie in die Gondel hinein ziehen. Sie schlug ihn mit dem Körbchen auf die Finger, riß sich los und flog „Adio!“ rufend an der Kanalseite hinauf.

„Marietta — Pasquina — kleines Teufelchen“

schrie er ihr nach, setzte sich dann in die Gondel und verzehrte behaglich seine Kirschen.

2.

Die Türken hatten sich 1644 durch einen Gewaltstreich eines Theils von Candia bemächtigt. Canea war bereits in ihren Händen. Dem Sultam Ibrahim, aufgereizt vom Großwessir, lag Alles daran, diese wichtige Insel den Venetianern zu entreißen. Diese ihrerseits scheuten kein Opfer, keine Anstrengung, diese schwer errungene Besitzung zu behaupten. Aber die Maßregeln zur Vertheidigung von Seiten des dortigen Generalcapitains Giovanni Capello entsprachen keineswegs den Erwartungen der Republik — die Blokade zog sich in die Länge, es erfolgte kein entscheidender Schlag und die Türken nahmen am 23. November 1646 Rettimo mit gewaffneter Hand; Capello wurde zurückberufen und büßte seine Muthlosigkeit und Saumseligkeit mit einjähriger Gefängnißstrafe. —

Battista Grimani trat an seine Stelle. Mit vier neu ausgerüsteten Galeeren sollte er nach Candia steuern, sich vorher in Messina mit der französischen und spanischen Hülfsflotte, die aus 30 Segeln bestand, vereinigen und um jeden Preis Candia wieder erobern.

Unter ihm erhob sich Venedigs Seemacht wieder zur ehemaligen Kraft und Größe. Er war ein Held im vollen Sinne des Worts: unerschrocken, tapfer, ausdauernd, ernst. Aus seinem Auge blitzte Feuer, von seiner Stirn leuchtete Entschlossenheit, sein Wille war eisenfest, aber sein Herz nicht dem Wohlwollen verschlossen.

In dem Arsenale lagen die vier Fahrzeuge, um aufgetakelt und bemannt zu werden. Bald nahte der Tag, wo sie, vom Geschützdonner des Zeughauses begrüßt, in See stechen sollten. —

— Es war zehn Uhr Abends. Die Tagesschwüle hatte den Himmel mit schwarzem Gewölke umzogen, — die Lagunen dampften. Pippo stand ruhig am Quai bei Ildefonso, die Arme verschränkt, und sah den ziemlich leeren Kanal hinab. Es war

nach venetianischer Lebenssitte zwar noch früh am Tage; aber die meisten Fahrzeuge hatten das offene Meer gesucht und seine erfrischende Kühle. Hier und dort plätscherte ein Ruder — fern tönten Guitarrenakkorde oder ein müßiger Gondoliere sang mit heiserer Stimme eine Canzonetta.

Da fühlte Pippo einen Schlag auf seiner Schulter und hinter ihm stand der Nobile, welcher ihn hierher beordert. Schweigend trat er in die Gondel.

„Wohin, Eccellenza?" fragte Pippo, sein Fahrzeug abstoßend.

„Gerade hinauf," sagte der Nobile, „dann in den Canal-grande, einmal hinunter, wieder zurück: dann — das Uebrige sollst Du erfahren."

„Gut, Eccellenza," versetzte Pippo und ließ das Ruder einfallen.

Wie gewöhnlich sprach der Nobile kein Wort. Er hatte sich in seinen Mantel gehüllt, den breitgekrempten Federhut tief in die Augen gedrückt und blieb unbeweglich, nur manchmal dort und hierhin blickend, vor der Kajüttenöffnung stehen.

Pippo ruderte fort. Dreimal schon war er den großen Kanal hinauf und hinab gefahren, es schlug 11 Uhr; er gedachte mit einem Seufzer an Marietta. Mit kurzen herrischen Worten hatte ihm der Nobile immer zugerufen, wann er umkehren sollte, weiter aber kein Wort fallen lassen, und als Pippo eine Unterhaltung beginnen wollte, sagte er mürrisch: „Schweig, Spitzbube!“ und dieser verstummte. —

Noch eine halbe Stunde durchkreuzten sie die engen Gewässer neben dem Canal-grande, da strich eine weiß und schwarz gemalte Gondel, deren Eingang verhängt war, knapp an ihrem Bord vorüber. Der Nobile fuhr zusammen, — klopfte auf Pippo's Schulter und befahl ihm mit leiser Stimme, umzulenken. „Hier nach,“ flüsterte er, „immer fünf Ruderlängen weit entfernt — es geht nach San Onofrio!“ — Richtig bog die Gondel in den Kanal gleiches Namens.

„Jetzt, Schurke rasch nach,“ gebot der Nobile, „halt Dich so nah als möglich; — wenn sie landen, fährst Du an die andere Seite.“ Er warf

sich nach diesen Worten platt auf den Boden des Fahrzeugs nieder und hüllte sich fester in den Mantel; das Antlitz preßte er an den Rand der Gondel und schien zu horchen.

Pippo ließ ärgerlich das Ruder arbeiten, daß der Schaum weit umherspritzte.

„Nicht so viel Geräusch, Du Hund," murmelte der Nobile vom Boden, „oder ich schiebe Dir meinen Dolch zwischen die Kehle!"

Pippo legte bei, er war der weiß und schwarzen Gondel knapp am Bord.

Diese hielt jetzt vor dem Palast Grimani, dessen Marmorwände auf canellirten Säulen ruhend sich fünf Stockwerke hoch emporstreckten. Pippo ließ seine Gondel sacht, doch ganz nahe vorbeischwimmen, dann gab er ihr einen sanften Druck, als wolle er ausbeugen. Der Nobile im Raume erhob den vierten Theil des Gesichts über den Rand; er schien zu lauschen. Ein Herr stieg aus — ihm folgte eine Dame. Er geleitete sie mit der Hand die Stufen hinauf, sah sich forschend um und da er kein lebendes Wesen, als den frem=

den Gondoliere mit dem scheinbar leeren Fahrzeuge, gewahrte, so sagte er ziemlich vernehmlich: „Also morgen um Elf! Gute Nacht, Guiditta."

„Gute Nacht!" hauchte die Dame und verschwand im Portale des Palastes.

Eine Weile sah ihr der Begleiter nach, dann stieg er wieder in die Gondel und diese plätscherte gleich darauf den Kanal hinab. —

Als ihr Ruderschlag nicht mehr zu hören und Alles ringsum ruhig war, erhob sich der fremde Nobile vom Boden seines Fahrzeugs und gebot Philippo bei dem Palaste anzulegen. Er stieg aus, trat zwischen die Säulen des Portals; er horchte auf die Schritte, welche die Marmortreppe hinaufrauschten; dann zog er seinen Dolch und stieß ihn mit verbissener Wuth mehrmals in den Säulenschaft, daß der Stein klirrte, und dazu murmelte er zwischen den Zähnen: „Also doch! doch! verdammte Schlange! Bleicher, elender Bube, Lazzarone, Bettler! Und Dieser mir vorgezogen! Wartet, ich will der Patron Eurer Liebe sein."

Von oben ertönnten jetzt Guitarrenklänge und

eine melodische Frauenstimme. — Dies aber schien die Wuth des Lauschers nur noch zu steigern — er schlug sich mit den geballten Fäusten vor den Kopf — knirschte einen Fluch und flog die Treppe hinab. Mit einem Satze war er in die Gondel gesprungen, daß diese beinahe umgeschlagen hätte, klammerte sich mit der Hand krampfhaft an das Kajüttendach und herrschte Pippo zu: „Umgedreht, Schurke — hinauf, wo ich eingestiegen.“

Pippo gehorchte schweigend und landete bei Ildefonso. Der Nobile zog die Börse, gab dem Gondoliere drei Zechinen und sagte leise: „Morgen um zehn Uhr wieder hier —; im Namen der heilichen Inquisition befehle ich Dir, zu schweigen. Schwatzest Du ein Wort, Schurke — so hängst Du — oder tauchst unten im Kanal Orfano.“

Nach diesen Worten ging er rasch das Trottoir hinauf und verschwand hinter der Ecke.

Bei Nennung der heiligen Inquisition hatte den guten Pippo ein gelinder Frost durchschauert; erst jetzt besah er sich die funkelnden Geldstücke in seiner Hand, die im Nachtlicht schimmerten, warf

sein Ruder in die Gondel und kettete diese an, während er giftig für sich murmelte: „Satanasso, wär' das Geld nicht, möchtest Du selbst Futter für die Fische sein. — Heilige Inquisition — der Schurke — wird was Gutes im Schilde haben — und Marietta — wenn sie noch auf ist — die wird mich schön begrüßen. Hin muß ich doch, selbst auf die Gefahr —"

Er warf seinen Hut auf den Kopf und eilte die Kanalseite hinauf, links bei der Kirche Santa Marina vorüber und bog dort in ein Seitengäßchen.

In Marietta's Stube, die im Erdgeschoß lag, war noch Licht. Sie wachte und saß bei der Arbeit. — Sie blickte nicht auf, als er grüßend eintrat — sie erwiederte seinen guten Abend nicht einmal.

„Satanasso!" sagte er schüchtern und zugleich ärgerlich, „ich weiß was Du innerlich denkst, und was Du für giftige Redensarten für mich auf der Zunge hast —; nur heraus damit, es drückt Dir doch's Herz ab. Ich bin müde wie ein Hund —

kein Faden trocken an mir — und Hunger und Durst hab' ich, wie ein Haifisch. Der Schuft der, hat mich herum gehetzt."

„Sprechen Sie leiser, Signore!" sagte Marietta schnippisch, „die Mutter schläft."

„Hier das Lumpengeld!" — er warf die drei Zechinen auf den Tisch — „heb' es Dir auf, kauf' Dir etwas dafür; es macht mir so doch keine Freude, weil Du böse bist und Arges denkst." Er schleudert den Hut in eine Ecke — wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich an den Tisch, dem Mädchen gegenüber.

Marietta blickte auf, besah das funkelnde Geld und fragte dann: „Ist es auch wahr?"

„Warum sollt' es nicht wahr sein," wehklagte er, „woher sollte ich's haben? Ich sagte Dir doch, daß er gut bezahlt. Aber der Hund hetzt Einen zu Tode, g'rad als ob der Gondoliere kein Mensch wäre." —

Und jetzt erzählte er ihr haarklein, trotz des Verbots der heiligen Inquisition, seine nächtliche Fahrt mit dem unbekannten Nobile und was sich Seltsames dabei begeben.

Sie war beruhigt, sie holte Wein und Brot zu seiner Stärkung, sie schwatzten noch lange und als es vom Marcus Eins schlug, wurde er mit einem Gutenachtkusse entlassen.

3.

Vierzehn Tage, bevor sich das Erzählte ereignete, fuhr die Tochter des Generalcapitains Grimani mit ihrer bejahrten Kammerdame in die erfrischende Abendkühle auf einer offenen, reichverzierten Gondel in den Hafen hinaus. Die Temperatur der Luft war zauberisch, der sanfte Seewind kräuselte die grünen Wellen der Flut und hauchte Labung über Meer und Stadt; ein purpurner Feuerball versank die Sonne zwischen gelb- und dunkelgerötheten Dünsten, ihr Glanz widerstrahlte tausendfach in Venedigs hundert Thürmen und schimmernden Zinnen; Schwalben schossen wie Pfeile dahin über den Wasserspiegel — von den Klosterthürmchen tönte rings das Ave Maria harmonisch;

links hin dehnte sich weit die grüne Erdzunge des Littorale und im Golf war Alles Regsamkeit; — nicht fern vom Arsenale ankerten die Fregatten, tausend geschäftige Hände regten sich am Bord, Matrosen hingen wie Möven im Tauwerk, Stimmen riefen hin und her, Wimpel flatterten und schlaffe Seegel schlugen an die Stangen, Bote und Schebeken flogen nach allen Richtungen und zahllose Gondeln der Venetianer belebten im bunten Gewimmel diese geräuschvolle Wasserwelt. Der Golf schien ein großes Magazin und wieder eine lebhafte Promenade.

Grimani's Tochter, Giuditta, saß schweigend neben ihrer Gesellschafterin. Nachdenklich sah sie in das großartige, erhabene Bild, das sich vor ihr aufrollte, das, so oft gesehen, ihr heut doch wieder neu erschien. Nur ein Gedanke betrübte die Jungfrau, deren Lebenshimmel noch nie verdüstert worden: dort auf der mittelsten Galeere sollte ihr Vater binnen Kurzem seine Admirälitätsflagge aufpflanzen und hinaussteuern auf dem treulosen Element in den blutigen Kampf mit den Ungläubigen.

Der Gedanke an diesen Abschied zerdrückte ihr schon jetzt daß bebende Herz. Und dann fragte sie sich: „Wird er aber auch unverletzt zurückkehren aus der Schlacht, wird er auch gewiß zurückkehren? So viele waren hinausgezogen voll Siegeshoffnung, deren Auge St. Marcus nicht wiedersah. Die feuchten Wogen wurden ihr Grab!"

Giuditta hatte ihre Mutter frühzeitig verloren; an dem Vater hing sie, das einzige Kind, mit ihrer ganzen Seele. Er ersetzte ihr Mutter und Schwester. Sie fühlte, daß jetzt erst ihr der Lebensernst, der Schmerz, des Daseins Schlagschatten heraufzudämmern begann.

Das 18jährige Mädchen glänzte unter Venedigs ersten Schönheiten; ihr kindlicher Sinn wußte es nicht; — Blütenzweige hatte ihr bis jetzt das Geschick in ihre Jugendtage geflochten und das ganze Leben war ihr ein prangender Garten. Sie kannte nur die Liebe zu ihrem Vater, die Liebe zu Gott, ihre frommen Bußübungen, heitre Beschäftigungen der Kunst: Gesang und Saitenspiel. Noch war sie beim Anblicke keines Männerauges

erröthet, noch hatte ihr Herz nicht gezittert, wenn ein edler Jüngling Venezia's Worte der Huldigung an sie gerichtet. Noch schlummerte die schöne Knospe, noch hatte kein Sonnenstrahl die Blätterhülle gesprengt.

Sinnend saß sie und zerpflückte die Blüten eines Straußes, welchen ihr ein Blumenmädchen beim Einsteigen in die Gondel aufgedrungen. Sie hatte es nicht bemerkt, daß ihre Duenna inzwischen dem Gondoliere befohlen hatte, umzukehren.

Tiefer sank die Sonnr — flammende Röthe malte sich auf Meer und Schiffen — vor ihnen lag nun die mächtige Inselstadt, die Göttliche, wie sie stolz der Venezianer nannte. — Eben fuhren sie langsam nahe an den Galeeren vorbei; das Ruder warf goldnen Schaum umher. Giuditta, welche alle ihre Blumen zerpflückt und den Wellen Preis gegeben hatte, hielt noch eine schöne Rose in der Hand. Jetzt waren sie nahe an dem Admiralschiff — Giuditta blickte empor nach dem stolzen Fahrzeuge — vom Hinterdeck beugte sich über Bord der schwarzgelockte Kopf eines schönen

blassen Jünglings herab; — seine Augen begegneten den ihrigen, sie schienen aufzuleuchten wie ein Blitz — Giuditta erbebte, die Rose entglitt ihrer Hand und flog in die rauschende Flut. Unwillkürlich beugte sie sich nach der Blume — da sprang, rasch wie ein Gedanke! der Jüngling vom Verdeck hinab in die aufspringende Woge der Blume nach. In demselben Augenblick schwankte die Galeere und das Steuerruder streifte den Kopf des Waglings und drückte ihn unter seine Schärfe. Der Schaum spritzte auf, Blut färbte die Welle, Giuditta kreischte laut, zehn bis zwölf Matrosen sprangen dem Jüngling nach, Barken und Kähne flogen von allen Seiten herbei: es war ein Werk des Augenblickes!

Die Gesellschaftsdame rief dem Gondoliere zu, sich zu sputen, um aus dem Gedränge der Fahrzeuge zu kommen. „Nein doch!" sagte Giuditta; „Chiara, seht Ihr denn nicht, daß der Mensch ertrinkt, er stürzte mit dem Kopf auf das Steuer; — mein Gott! mein Gott! welch' ein Unglück — und das wegen einer armseligen Blume!" setzte sie leise

hinzu. Thränen glänzten in ihren Augen, sie sank zitternd auf die Bank und sah unablässig gespannt nach der Galeere und dem Gewimmel, welches sich dort zusammendrängte."

„Ei was," belehrte die Begleiterin beinahe vorwurfsvoll; „das Schiffsvolk ist Teufelsvolk; der wird sich schon wieder herausfinden. Warum treibt er auch solch thörichtes Zeug — von dieser Höhe herabzuspringen — eine solche Lehre ist dem Muthwillen schon gesund."

„Es ist gewiß ein Edler unserer Stadt," warf Giuditta kleinlaut ein: „hättet Ihr ihn gesehen, Ihr kenntet ihn bestimmt. Und es gilt ein Menschenleben. — Wir hätten uns doch erkundigen können."

Die Gondel bog eben um die Ecke des Arsenals und entzog die Galeere ihren Blicken.

„Nein, Nein, Signora," versetzte Chiara, „das würde sich nicht schicken für die Tochter des Generalcapitains, eines der ersten Männer unserer erlauchten Republik, — in solchem Getümmel gesehen zu werden. Und ich für meinen Theil

kann den Anblick eines Todten und Verwundeten wegen meiner schwachen Nerven nicht ertragen."

„Und das wegen einer Blume!" wiederholte Giuditta leise für sich. — Sie zerdrückte heimlich eine Thräne. — —

Giuditta konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Unablässig verfolgte sie das Bild des blassen Jünglings; ihr ganzes Sinnen und Denken knüpfte sich an das traurige Ereigniß. Sie sah ihn sich herabstürzen, verschwinden, den Blutstreif auf der Welle. Sie hatte es wohl bemerkt, wie er die Hand nach der fortschwimmenden Rose ausgestreckt. „Was wollte er mit der Blume?" fragte sie immer wieder. „O heilige Madonna — er wollte sie mir wiederbringen und ich bin vielleicht an seinem Tode schuld." Sie zerfloß in Thränen.

Blaß und abgespannt erwachte sie. Die Dienerin trat herein, um sie anzukleiden; schon läuteten die Glocken zur Frühmesse. Chiara erschien mit Gebetbuch und Rosenkranz. Sie bestiegen die Gondeln.

Zahlreiche Andächtige strömten über die Piazetta nach der geöffneten Kirchenthür, vom Campanile tönte der feierliche Ton der metallnen Zungen; Männer und Frauen grüßten ehrerbietig die Tochter des Generalcapitains, auf welchem in diesem Augenblicke Venedigs Hoffnungen fußten. Und Giuditta verdiente auch diese Huldigung: sie war eine Auserkorne ihres Geschlechtes. Ihre Haltung war stolz und imposant; ihr Wesen aber demüthig und lieblich; das Antlitz voll Engelsmilde, die Locken braun, die Augen schwarz, doch eingehüllt in einen feuchten Schimmer, der ihre Glut zu dämpfen schien; erhob sie die Wimper, so erschien sie wie eine Verklärte, die Stirn schien ein Thron der Hoheit, der Mund die Pforte des Wohlklangs; leicht und schlank wiegte sich die Gestalt auf dem zartesten Fuße; nie hatte ein schönerer Hals ein schöneres Haupt getragen, nie ein Gürtel edlere Formen umspannt. So wandelte sie hin über das granitne Pflaster im hellblauen Gewande, das eine weiße Schärpe umschloß; vom Wirbel wallte lang und weit der Schleier hinab und schöne

Locken gaukelten auf der blendenden Schulter. Halblaut riefen Frauen und Männer ringsum: „Wie schön sie ist.“ —

Schon brauste der Orgelklang, als sie mitten im Gedränge in die Kirche traten. Chiara eilte voraus. Giuditta trat an das Becken mit Weihwasser. Sie tauchte die zarte Finger hinein, da flüsterte eine Stimme neben ihr: „Signora! Eure Rose — sie blüht so frisch wie gestern.“

Giuditta blickte auf, der blasse Jüngling stand in der Dämmerung des Gewölbes vor ihr, demüthig senkte er seine Augen; — ehe sie es wußte, hielt sie die Blume in der Hand. „Ich danke, Signor,“ hauchte sie tonlos und zitternd — „ich danke!“ — Ein Blick der Besorgniß traf ihn — an seiner Stirn sah sie das Mahl einer Wunde. Sie hatte kaum die Kraft, sich zu verbeugen; zitternd schwankte sie zu dem Altare, in die Loge, wo Chiara bereits angekommen war.

Theilnahmlos ging die heilige Handlung an ihr vorüber; Alles schien ihr wie ein Traum, und doch hielt sie die Rose in der Hand. Also er lebte,

er war nicht ein Opfer seines tollen Muthes geworden — und um ihr die Blume zu haschen, hatte er sich in die Gefahr begeben. Ohne zu beten, starrte sie in das Gebetbuch, und dann wieder darüber hinaus. Gott! — dort lehnte er, gerade gegenüber an der Säule und sah unverwandt nach ihr. Er hielt die Hände gefaltet — sein Auge war so sanft, so fromm; das Antlitz so leidend und doch so ergeben. „Er muß ein guter Mensch sein," sagte sie zu sich; „wer für eine Blume so viel wagt, was würde der nicht für ein Menschenleben opfern!"

Die Messe war beendigt — man drängte sich zur Kirchenthür; hier stand der Jüngling wieder, demüthig, wie nur um einen einzigen Blick bittend. Sie fühlte es, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, sie senkte das schöne Haupt. Jetzt war sie ihm nahe — sie bebte; er konnte sie für stolz, für undankbar halten; sie blickte nach ihm hinüber und nickte, fast unmerklich grüßend. Er verneigte sich tief — ohne daß es Chiara merkte. — Als Giuditta die Stufen hinabschritt, wandte sie noch

einmal das Haupt — ihr Blick begegnete dem seinigen — sein Antlitz strahlte Freude. —

Zu Hause angelangt, eilte sie auf ihr Cabinet und verschloß sich. Sie drückte die Rose mehrmals an ihre Lippen — sie wußte nicht warum. Dann verschloß sie dieselbe in ihr Juwelen-Kästchen; aber mehrmals des Tages öffnete sie das Kästchen wieder, nicht um wie sonst ihre Perlen und Diamanten zu besehen, sondern um die Blume zu betrachten; denn die Rose, dachte sie, hätte ja beinahe eines Menschen Leben gekostet; sie war ihr dadurch kostbar geworden. Sie war den Tag über tiefsinnig, aber heiter dabei; — die Rosen kehrten auf die Wangen zurück, welche des Morgens die Farbe der Lilien trugen. —

4.

Drei Wochen später saß der Generalcapitain Grimani in seinem Cabinette und musterte die Depeschen der hohen Signoria, welche sich auf seinen

Kriegszug und die neue Civilverfassung Candia's bezogen. Da trat der Capitano Bojardo Grassi, einer seiner alten Kriegsgefährten, unangemeldet herein. — Grimani erhob sich rasch und erfreut, wie es schien, bei solchem Besuche und ging dem Freunde entgegen. — Der Generalcapitain war ein schöner Mann, hoch, kräftig gebaut; das etwas längliche Gesicht beherrschte eine edle Stirn, aus den Augen leuchtete Muth und fast jugendliches Feuer; die Mienen waren ernst und gemessen, doch jeden Ausdruckes fähig; feierlich kleidete ihn das schwarze Gewand und die schwere goldene Kette auf seiner Brust, ein Geschenk des Kaisers für seine letzte Heldenthat im vorjährigen Streifzug gegen die Ungläubigen.

„Ich weiß, Grassi," sagte er mit wohllautender Stimme zu dem Eintretenden, „Du kömmst, Abschied zu nehmen. Binnen heut und vier Tagen eskortirst Du mit dem Pluto die Proviantschiffe ins Mittelmeer; will's Gott, erreich' ich Euch in vierzehn Tagen auf der Rhede von Katanea."

„So ist's, mein General!“ versetzte der Capitano und reichte dem Waffengefährten die Hand; — „hast Du sonst noch Befehle? Ich komme, — um mir solche zu holen.“

„Ach, Grassi, alter Schlachtengenosse,“ sagte der Generalcapitain mit einem Seufzer; „Du siehst in mir nicht nur den sorgenvollen Staatsmann und den Krieger, der hinauszieht, um einen fanatischen Feind zu schlagen und die Verwirrungen eines der Anarchie preisgegebenen Tochterlandes zu lösen, sondern auch einen bekümmerten Familienvater.“

„Wie, Du?“ lachte Grassi, indem er sich niederließ, „ein bekümmerter Familienvater — hast eine einzige Tochter, die schön, gut, fromm, ein kleiner Engel ist; bist reich, angesehen. Was soll ich sagen? Ich hab' der Töchter vier, der Söhne vier — keine Reichthümer und schon graues Haar, bin fünfzehn Jahre älter, als Du.“

„Eben weil es mein einziges Kind,“ fuhr Grimani verdrossen fort, „und weil ich das Einzige liebe, wie mein Leben. Das Mädchen hat,

ich weiß nicht, wann und wie und wo, sich in einen jungen Nobile verliebt. Bei einer Freundin ihrer seligen Mutter fand sich das Pärchen, sprach sich und hatte Gefallen an einander. Das schwärmte so in die Zukunft hinein und schwur sich ewige Liebe. Mein Kind ist ehrlich, sie hat es mir selbst gestanden und wünschte weiter nichts, als den Geliebten ihres Herzens zum Gatten."

„Darin bemerk' ich noch kein Unglück," unterbrach ihn Grassi.

„Und doch, doch," fuhr Grimani fort, „der junge Mann heißt Ranuzio Solani, ist von altem Adel, brav, tadellos, voll Geist und Feuer, ein muthiger Junge, wie man mir gesagt; aber arm, arm!"

„Und Du bist reich; — das gliche sich aus — das Unglück meine ich."

„Wär' es nur dies," versetzte Grimani; „aber ich habe die Tochter, meine Giuditta, dem Provveditore Santini zur Gemahlin versprochen und zweimal kann ich sie doch nicht vermählen."

— „Dem Solani, dem Mann von funfzig

Jahren, Dein achtzehnjährig Kind! Das war nicht gut — dem langen, hagern, von der Gicht geplagten Manne, dem trocknen Inquirenten an der Tafel der Signoria — das war nicht gut! Achtung vor seiner Weisheit, vor seinem politischen Ueberblick —; doch könnte er längst Giuditta's Vater sein. Das war nicht gut."

„Und dennoch mußt' ich so," entgegnete Grimani. „Ich bin dem Manne verpflichtet, ihm verdanke ich die Wahl zum Generalcapitain — er ist mächtig — er steht der Dogenwürde am nächsten. Er hat mein Wort. Glaubst Du, daß mich mein Kind nicht gedauert? — Sie fiel mir um den Hals, sie weinte, wollte vor Schmerz vergehen. — Teufel! Ich hätte lieber eine Galeere geentert. Es ist mein einzig Kind, mein liebstes Kind! Wer hätte an den dummen Zufall gedacht, wer hätte geglaubt, daß Santini noch freien würde. Zu ändern ist es nicht mehr! — Du mußt mir helfen, Grassi!"

„Ich — wie könnt' ich das? Verliebten ihre Hirngespinnste ausreden, heißt Seegras glatt käm=

men wollen. Es war eine ähnliche Sache mit meiner Frau — ich kenne das."

„Hör' mich, Bojardo," fuhr der Generalcapitain fort; „ich habe mir ein Auskunftsmittel ausgedacht. Binnen wenigen Tagen gehst Du in See. Den Abend vor dem Tage, an welchem Du die Anker lichtest, lade Du den jungen Ranuzio — Du kennst ihn ja — er ist, glaub' ich, ein entfernter Anverwandter von Dir; — also, Du ladest ihn an Bord, machst ihn trunken; — ist er kein Trinker — er muß es werden! — bewegst ihn, die Nacht auf der Galeere zu schlafen, und wenn er schläft, stichst Du in See. Ich will Befehl geben, daß die Kanonenschüsse wegfallen — daß Alles still abgehe; erwacht er auf der hohen See, so nimmst Du ihn vor, redest ihm ins Gewissen. Sag' ihm: Wer Grimani's Tochter freien will, muß erst seine Sporen verdienen; ein Eidam-Müßiggänger vom Rialto oder dem Marcusplatz zwischen den Limonadieren und aus dem Casino behage mir vor der Hand nicht. Nach beendigtem Feldzug solle er wieder anfragen! — Ist er unge-

berdig, raſ't der Junge, ſo ſag' ihm, daß ich im Rath der Zehn ſitze und daß es oben unter den Bleidächern ſchöne Kammern gibt für Widerſpenſtige, und daß die Hitze dort oben ſchon manche Liebeshitze ausgetrieben."

„Ganz gut, ganz gut," antwortete Graſſi, der geſpannt zugehorcht hatte, „aber das wird noch Hinderniſſe abſetzen. Wie den Jungen kirren? — Dann dauert mich das junge Blut. — Wird er auch kommen? — Geliebte ſind argwöhniſch. Und er iſt ein Nobile — ich übe Gewalt!"

„Auf meine Verantwortung!" unterbrach den Bedenklichen Grimani; „thu's, ich bitte Dich darum. Du leiſteſt mir einen großen Dienſt. Erſt das Kriegsleben, die Entfernung: er hat vergeſſen, das Mädchen auch, — und Alles geht in der Ordnung — wie ich's beſchloſſen. Mit einem Worte —"

— „Noch habe ich Bedenklichkeiten —"

„Mit einem Worte," rief Grimani aufſpringend, „ſchaff' mir ihn vom Halſe, auf dieſe oder jene Weiſe! Er iſt der Stein des Anſtoßes — auf

mein Kind vertrau' ich. — Gib mir die Hand darauf — Du thust es — Du mußt es thun. Nur Dir kann ich mich anvertrauen. Mein Kopf ist voll von Sorgen für den Staat und ich soll mich mit solchen Kleinigkeiten quälen. Leb' wohl, Santini — baldiges Wiedersehn — leb' wohl, glückliche Fahrt!"

Sie trennten sich; — Grimani setzte sich mit erleichtertem Herzen wieder zu seiner Arbeit nieder. —

5.

Seit jenem Abend, an welchem Pippo mit dem Unbekannten die räthselhafte Fahrt unternommen, war dieser jedesmal zur bestimmten Stunde gekommen und setzte seine geheimnißvollen Forschungen bereits acht Tage lang fort. Nur dreimal in dieser Zeit hatten sie die weiß und schwarz gezeichnete Gondel aufgespürt und sie auch jedesmal verfolgt. Der Fremde hatte kein Wort mehr, als das erste

Mal gesprochen, auch nichts gethan, was den Gondoliere über den Zweck seiner nächtlichen Spazierfahrten aufgeklärt hätte. — So neugierig Pippo war, so ließ er sich's doch gefallen; denn der Unbekannte zahlte stets in blanken Zechinen. — Aergerlich war's ihm freilich, daß er nun schon jeden Abend so spät zu Marietta kam und ihm so seine trautesten Stunden gestohlen wurden.

Heute hatte Pippo den Unbekannten wieder durch alle Kanäle hin- und herrudern müssen. Als er ausstieg, sagte er: „Morgen erwartest Du mich am Lorenzo-Kanal, links von der Kirche; — das Weitere wirst Du hören. —"

Zur bestimmten Zeit war Pippo an Ort und Stelle. Neben ihm lagen mehrere Gondeln, die Glocke schlug zehnmal; — der räthselhafte Mann, in seinen Mantel gehüllt, kam das Trottoir herab. Er stieg aber nicht in die Gondel, sondern schritt weiter, wo zwanzig Schritt entfernt ein anderes Fahrzeug hielt. Er sprach angelegentlich mit dem Gondoliere — es währte eine geraume Zeit; — darauf fuhr der Gondoliere den Kanal hin-

unter — der Unbekannte kehrte zurück. — Er ging auf Pippo zu, — nahm ihn an der Hand und zog ihn einige Schritte weiter in den Schatten einer Vortreppe.

„Pippo,“ sagte er leise, „heut ist der Tag, wo ich auf Deinen Muth rechne. Denk' an die heil. Inquisition auf der einen und an den Lohn auf der andern Seite. Ich baue auf Deinen Muth und Deine Klugheit.“

Pippo horchte mit verhaltenem Athem.

„Hör' mich!“ fuhr der Fremde fort; „jener Gondoliere, mit dem ich sprach, erwartete einen Signore, der aus dem Palaste mit den Marmorbalken dort herauskommen wird. Der Nobile aber soll seinen bestellten Gondoliere dort nicht finden; darum hab' ich ihn unter einem Vorwande fortgeschickt. — Inzwischen ruderst Du an jene Stelle, wo er lag. In fünf Minuten komm' ich unten vom Quai herauf — Du sprichst kein Wort — ich spreche keins. Ist ein Mensch in der Nähe, gehe ich vorbei; — ist's sicher, tret' ich leis' in Deine Gondel — in die Kajüte; Du ziehst den

Vorhang vor den Eingang und bleibst still liegen. So wartest Du, bis der Nobile aus dem Palaste kömmt — er ist nicht zu verwechseln, er trägt drei weiße Federn auf dem Hute; — ihm trittst Du entgegen und sagst: „Signore! Ich bin Stellvertreter für Euren Gondoliere; er läßt um Verzeihung bitten, er hat die **epilessia**, er ist **malcaducco**.“ So sagst Du und bittest ihn einzusteigen und versprichst gut zu rudern. Du fragst: Wohin? Er wird nach dem Kanal Onofrio fahren; Du thust aber, als wüßtest Du es nicht. — Von dem Augenblicke sprichst Du nichts als Ja und Nein; bekümmerst Dich um nichts, was hinter Dir vorgeht — es mag sein, was es wolle — Du hast nur Augen für Dein Ruder und den Kanal. Bedenke, daß ich hinter Dir stehe und Dich belausche. Es kostet Dich den Hals, begreifst Du?“

„Ich versteh', Signore,“ antwortete Pippo leise und zitterte heftig; — „wie Ihr befehlt, Signor — weder Augen, noch Ohren, — ich wollte sagen Mund, oder — wie Ihr befehlt. Ihr könnt

auf mich rechnen — ist keine Gefahr dabei, oder auch wenn Gefahr dabei."

„Ich gehe," sagte jetzt der Unbekannte, „überleg' Dir Alles wohl; an jedem Mißgriff hängt Dein Leben."

Er entfernte sich, Pippo ging nach der Gondel zurück; sein Herz pochte gewaltig.

Binnen kaum fünf Minuten kam der Fremde zurück und huschte, von Niemandem gesehen, in die Gondel, stellte sich in die Kajüte und zog den Vorhang zu. Der Himmel hatte sich verfinstert und schien seinem Unternehmen günstig. —

Nicht lange darauf trat der bezeichnete Nobile aus dem Palaste und eilte auf die Gondel zu. Pippo trat ihm entgegen, er stotterte — doch brachte er seine Rede ziemlich verständlich an. „Schon gut — Kanal S. Onofrio!" sagte der Nobile und sprang in das Schiff. Er blieb vor der Kajüte auf dem schmalen Raume hinter dem Gondoliere stehen. — Sie durchzogen den belebtesten Stadttheil. — Venedig war geräuschvoll und machte die Nacht zum Tage. Von den Quais

zu beiden Seiten schimmerten Lichter, tönten Stimmen, schallte Gelächter und dazwischen Gesang und Lautenklang. Zahlreiche Gondeln schossen vorüber, einzelne Lichtstreifen fuhren über das Gewässer und ließen bald hier, bald dort auf den Balkonen schwatzende, kichernde Frauen- und Männergruppen gewahren, die bald wieder in Nacht versanken. Nur das Mondlicht fehlte, um alle diese Scenen malerisch zu erhellen. —

Bald hatten sie den lärmenden Theil der Stadt hinter sich. Pippo landete in den Kanal Onofrio. Hier schien es wie ausgestorben. Die Besitzer der schönen Paläste hatten in dieser Jahreszeit ihre Wohnungen bereits verlassen und waren auf ihre Landhäuser gezogen; zudem war hier die Communication niemals lebhaft. Nur wenige Lichter schimmerten in den Fenstern zu beiden Seiten — kein Fußtritt ließ sich auf dem schmalen Trottoir hören.

Der Mann in der Kajüte beobachtete zwischen dem Vorhang, den er sachte gelüftet, mit den Augen eines Tiegers den Mann außerhalb. Dieser

blickte halb zur Rechten gewendet vor sich hin. — Sie waren nur noch vierzig Schritte vom Palaste Grimani entfernt; da öffnete der Mann in der Kajüte leise den Vorhang, umklammerte plötzlich den Mann vor sich mit der Rechten und stieß ihm, bevor dieser noch die Besinnung hatte, sich zu wehren, zweimal einen Dolch in den Rücken. Mit einem Wehschrei stürzte der Nobile in dem Schiffsraum zu Boden. Ueber ihn hinweg stieg der Mörder, setzte den Fuß auf den Rand der Gondel und sprang im verzweifelten Satze an das Ufer. Er eilte das Trottoir hinauf und war verschwunden. Alles war das Werk eines Augenblickes.

Pippo hörte den Wehschrei — fühlte sein Fahrzeug schwanken, sah die Gestalt entfliehen — und vor sich auf dem Boden den Ermordeten, der bewußtlos röchelte.

„Satanasso!" sagte er angstbeklommen und weinerlich „das ist eine schöne Geschichte. Darauf war ich nicht gefaßt. Hätt' ich geglaubt, daß es das werden soll — ja —! Ich glaubte nur — ja was glaubte ich! O San Marco — das ist

ein Unglück, das ist ein Elend. — Was zu thun? O San Philippo, mein Namenspatron! — Der verfluchte Hund, — er ist auf und davon. — Ja, die heilige Inquisition — der Schuft! Das ist eine Lüge gewesen; ein Bravo ist's, eine Schlange im Finstern."

Es überlief ihn eiskalt — er ließ den Nachen treiben und rang nach einem Entschlusse.

„**O corpo di Baccho**," wehklagte er wieder leise, „was fang' ich an? Finden sie die Leiche bei mir, so heißt's, ich hab' ihn umgebracht; und zeig' ich's an, wer glaubt mir? wo hab' ich einen Zeugen? O Satanasso, Du verfluchter Hund, Du Schwiegersohn vom Teufel." —

Er faßte einen raschen Entschluß, beugte sich nieder, erhob mit beiden Armen den Verwundeten, dessen warmes Blut durch seine Finger rann, und warf ihn in den Kanal.

Schnell griff er nach dem Ruder, peitschte mit Todesangst die Wellen und fuhr, wie vom Teufel gehetzt, den Kanal hinab und auf hundert verschiedenen Umwegen zu seinem Standort wieder zurück,

um sich seinen Kameraden, falls einige derselben noch dort sein dürften, zu zeigen. So war der beste Schein für ihn — er kam von der westlichen Seite des großen Kanals — und der Mord war auf der östlichen begangen worden. Nachdem dies geschehen, ruderte er eine Strecke weiter, wo er nicht beobachtet werden konnte, nahm ein Strohbündel, tauchte dies ins Wasser und reinigte die mit Blut bespritzten Stellen seiner Gondel, so gut er's bei der Dunkelheit machen konnte. —

Hastig und athemlos rannte er zu Marietta — er riß die Thür auf — sie war allein. „Satanasso!" rief er noch todtenbleich und zitternd, „der Hund mit seinen Zechinen hat mir ein schönes Bad bereitet. Daß ihn der Teufel zehntausendmal —"

Unzusammenhängend erzählte er dem bebenden Mädchen, von dessen Wangen alsbald der Purpur gewichen war, den ganzen Vorfall, beschwor sie aber bei Allem, was ihr heilig und theuer, kein Wort davon verlauten zu lassen. „Denn," sagte er, „ist's ein Häscher der Inquisition, was ich

aber bezweifle, so hänge ich, weil ich geschwätzt habe, und ist's ein Bravo, der Hund, so fehlen mir die Beweise, man hält mich für den Mörder — sie spannen mich auf die Folter — und ich muß auch hängen. O heiliger Marcus, stehe mir bei! — O, wie sauer muß ein armer Barcajuolo sein Brot verdienen und die trocken gebratenen Fische, und hat nicht einmal jeden Sonntag Polenta, oder Maccaroni, — und zuletzt machen sie ihn noch zu einem Mörder. — Ich bin ganz todt, Marietta — ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht — hast Du etwas zu essen, Carissima? — Gieb es mir, damit ich nur wieder zu Gedanken komme — ich bin nüchtern seit Mittag und der Schrecken hat mich vollends ausgehungert. O Satanasso! Satanasso! Warum muß mir's gerade begegnen! War doch heut in der Messe und vor acht Tagen bei der Beichte und hab' meinem Patron San Philippo ein Wachslicht angezündet für sieben Paoli. O Du Spitzbube von einem Padrone, Du Undankbarer, wie kannst Du mich so verlassen!?"

Marietta stand auf, um ihm Speise zu holen; da rasselte es aber mit Hellebarden an der Hausthür — schwere Tritte nahten, die Thür sprang auf und Häscher in ihren rothen Röcken traten herein.

„Guten Abend!“ sagte der Anführer; — „ist hier nicht der Gondoliere Pippo vom Kanal Onofrio zu finden?“

Pippo und Marietta sahen sich bleich, bebend und sprachlos an; sie wußten nicht, was sie sagen, ob sie bejahen oder verneinen sollten.

„Doch was frag' ich,“ fuhr der Häscher fort, „da sitzt ja der Schurke — packt ihn, Kinder — legt ihm die Handschellen an. Schöner Gondoliere — Alles heraus, einen Nobile erdolcht, in den Kanal geworfen — Bravo und Barcajuolo in einer Person — schön — schön — Galgenstrick.“

„O Excellenza, o gnädiger Herr Häscher!“ schrie Pippo außer sich und fiel auf die Kniee — „habt Mitleid mit mir; ich bin ja unschuldig, unschuldig wie das Kind der Mutter Gottes. Ich schwör's bei den fünf Wunden Christi — bei San

Marco, bei der Seligkeit meiner Mutter, Eccellenza, ich bin schuldlos. Ein Schuft — ein Nobile hat mich ins Elend gebracht; nicht ich, er hat den Signor umgebracht; ich hab' ihn nur in den Kanal geworfen, damit der Verdacht —"

„Still geschwiegen!" herrschte der Häscher; — „unschuldig — ja das sagen alle Spitzbuben bis zur Tortur. — Mitleid — Hund Du! hast Du Mitleid gehabt mit dem Nobile Signor Ranuzio Solani, als Du ihm das Eisen zweimal in den Rücken bohrtest? — Bandit — Bandit!" —

„Nein, Eccellenza," schrie Marietta, welche laut weinend gleichfalls in die Kniee gesunken war „er ist gewiß unschuldig, ich kenn' ihn, Signor, er ist mein Bräutigam; er kränkt keine Fliege, nicht einmal mich; er hat's nicht gethan — ich bürge für ihn, guter, edler, gnädigster Herr!"

„Du für ihn bürgen?" lachte der Häscher, „dumme Henne — aufgestanden, marsch fort! Wie die That, so der Lohn — erst die Tortur, dann die Corda — hängen oder ersäufen im Kanal Orfano, das ist das Ende von der Canzonetta.

Die hohe Gerechtigkeit der Signoria kennt keinen Unschuldigen. Steh auf, Birbone, und reize meinen Zorn nicht."

„O Eccellenza!" wimmerte Pippo, „ich kann Euch versichern —"

— „Still geschwiegen — fortmarschirt! —"

„Es ist ein Irrthum — gewiß —" kreischte Marietta und umschlang den Geliebten mit beiden Armen; „o Pippo, ich lasse Dich nicht, ich kann Dich nicht lassen, Du bist schuldlos! O Du mein guter Heiland, was soll aus unserer Hochzeit werden. O Pippo, Pippo! Das ist ein schöner Brautstand."

„Ja — Du denkst an die Hochzeit," grollte Pippo in Todesangst und Schmerz, „und ich soll hängen, wegen nichts, weil ich unschuldig bin, oder im Orfano ersäufen. Daran denkst Du nicht." —

— „Weißt Du was!" rief Marietta plötzlich und aufspringend. „Den Gedanken hat mir die Mutter Gottes eingegeben. Ich kenne den Herrn Fanto, den Obersten der Sbirren — er ist ein mächtiger Mann, er ist mein Pathe, er hat mich

aus der Taufe gehoben. — Zu ihm will ich gehen, ihm will ich Alles erzählen, wie Du mir's gesagt hast, haarklein und ausführlich. Er wird Dir helfen, er muß Dich befreien; Deine Unschuld soll an den Tag kommen, wenn es noch Gerechtigkeit in Venedig gibt. Geh' ruhig, mein Junge, fürchte nichts — ich befreie Dich morgen bestimmt. Das soll, das muß helfen."

„Der Messier grande?" hohnlachte der Sbirre, „der hat uns eben hergeschickt; geht nur zu ihm, Signorina, damit er lachen kann über das Gelbe auf Eurem Schnabel. Haha! Der hat was Anderes zu thun — als die Galgenstricke, die Diebe und Bravos vom Holze loszumachen. Das ist gerade ein Fall für ihn; sein Amt ist's, das Gesindel hängen zu lassen. Also die Gerechtigkeit! und die Gerechtigkeit über mir; denn er ist unser General! —"

„O, Ihr sollt mich nicht irre machen," rief Marietta im trotzigen Eifer und setzte ihren Hut auf; ich weiß, wer er ist, und er will mir wohl — er hat mir erst zu meinem 17. Geburtstag

dies goldne Kreuzlein hier geschickt. — Geh' nur, lieber Pippo," wandte sie sich zu diesem und streichelte ihm die Locken und trocknete seine Thränen, „sei unbesorgt, guter Junge, sei ohne Furcht; es geschieht Dir gewiß nichts! Ich befreie Dich sicher." —

Es hatte sich inzwischen viel neugieriges Volk um das Haus versammelt — die Häscher trieben zum Aufbruch; mit einem weinerlichen „Addio!" schied Pippo und schlich, von den vier Engeln der Justiz umgeben, gefesselt und gesenkten Hauptes zur Thür hinaus. —

Marietta flog wie ein gehetztes Reh zum Messier grande.

6.

Der Fanto Domenico Scapio, oder wie ihn das gemeine Volk nannte: der Messier Grande, das Haupt aller Häscher und Spione der Republik, der Schrecken nicht nur der Bravos und Diebe, sondern auch ehrlicher Leute, saß noch wach

an seinem Tische, hatte eine große Brille auf seiner Nase und las in einem alten Buche.

Athemlos stürzte Marietta herein und erzählte ihm unter Schluchzen und Weinen, was sich mit ihrem Bräutigam zugetragen hatte. —

Ruhig und ohne eine Miene zu verziehen, hörte er zu; — nachdem sie geendigt, legte er seine Brille auf den Tisch, dann sagte er trocken und theilnahmlos: „Und was willst Du eigentlich von mir, mein Kind; was soll ich in der Sache thun, Marietta?"

„Mein Gott," versetzte sie, „Ihr sollt den Pippo befreien, weil er unschuldig ist; Ihr seid ein großmächtiger Herr; auf Euer Wort werden sie ihn losgeben, bis der wirkliche Mörder entdeckt ist — denn er ist schuldlos, das weiß Gott und die heilige Jungfrau."

„Gott und die heilige Jungfrau," wiederholte der Fanto mit der größten Seelenruhe, „allerdings; die werden aber nicht vor den Schranken der Inquisition für ihn Zeugniß geben. Und woher weißt Du's denn? — Zweitens: Wo ist der Thäter?

Drittens, wer kann sonst noch Zeugniß für ihn geben, und viertens warum hat er nicht geschrieen und die Leute herbeigerufen, daß sie den Flüchtigen fingen. Aber angenommen —'

„O heilige Mutter Gottes," wehklagte Marietta, „er ist gewiß schuldlos, wie ein neugebornes Kind."

„Angenommen," fuhr Domenico fort, „daß er's ist: von wem Anderen, als von ihm, kann man erfahren, wer der Thäter ist. Du sagst, er habe ihn oft gefahren; also muß er ihn kennen —"

„Er kennt ihn nicht, er kam stets im Finstern und verhüllt — nur an der Stimme —"

„Schlimm, sehr schlimm," fuhr der Fanto fort — „das vermehrt den Verdacht. — Mit Einem Worte: Ist er unschuldig und wird der Thäter entdeckt, so wird Dein — wie heißt er — Dein Bräutigam freigelassen und kömmt mit dem Schrecken davon, wenn er nicht vielleicht wegen Fahrlässigkeit und weil er das Verbrechen hat verheimlichen wollen, ein Jahr im Arsenal schmieden muß. Wird aber der Thäter nicht entdeckt, so

hängt Dein Bräutigam ohne Gnad' und Barmherzigkeit. — Ich habe Scharfsinn — mich kennt Venedig, ich wittre die Spitzbübereien auf dem Grund der Lagunen — die Signoria erkennt das — ich will es meinen. Ist also ein Thäter noch außer ihm, der der Thäter nicht sein will — vorhanden, so schaff' ich ihn — bei San Marco; ich schaffe ihn! Mir ist noch Keiner entkommen. — Bis dahin mußt Du Dich gedulden. Aengstige Dich nicht; Du siehst, die Sache ist nicht zu ändern, Ich bin zwar ein mächtiger Mann — die Republik kennt mich; aber ich bin auch ein gerechter Mann und kann in der Angelegenheit nichts ändern."

„Aber um Christi willen," flehte Marietta, „wenn der Thäter nicht entdeckt wird, wenn —?"

„Dann wird man Deinen Pippo erst in die Kanalgefängnisse sperren und dann foltern; hält er's aus und schweigt er — gut für ihn."

„Aber, Eccellenza," bat Marietta, „edler Herr Pathe! Ihr sagt selbst, Ihr seid ein mächtiger Mann; wenn Ihr wolltet, Ihr könntet ihn retten."

„Ja — Ja!" brummte der Fanto, „aber wer sagt Dir das? Aus den Händen der heiligen Justiz ist keine Rettung, keine Befreiung vor erwiesener Unschuld. Und selbst wenn ich könnte! — Es sagt die Politik, der Inbegriff aller Weisheit, Folgendes: Es sorge Niemand für einen fremden Kopf, bevor er nicht sicher ist, daß der seinige mit Eisenstangen am Rumpfe befestigt ist. Giit besonders hier in Venedig. — Närrisches Kind, das würde mich schön kleiden, mich, den Angeber aller Vergehen, Verbrechen und Spitzbübereien, für die Loslassung eines inhaftirten Mörders zu sprechen! — Was meinst Du, mein Kind, was ich thun würde, wenn Pippo wirklich der Mörder wäre und Du kämst zu mir und fragtest mich um Rath, wie er sich losmachen, herauslügen könne, um der Strafe zu entgehen? Was meinst Du?"

„Der Fall ist's nicht, Signore," versetzte Marietta; „aber Ihr würdet rathen, würdet helfen, würdet Euch erbarmen."

„Gott bewahre mich, Du Thörin, da wär' mir mein Kopf doch zu theuer! Ich würde gleich

hingehen und würde den ganzen Handel anzeigen, und wär' ich der einzige Mensch auf der Welt, der darum wüßte, und wäre der Pippo mein Bruder, mein Vater, oder sonst was. Verstanden? Erst kommt das Amt und die Pflicht, dann die Menschenliebe und das Erbarmen. Erst muß ich meines Kopfes sicher sein, und wer unnöthig für Andere sorgt, verspielt den eigenen leicht. Glaubst Du, ich passe allein auf in Venedig; es passen noch viele Andre auf; sie passen mir auf, sie forschen mir nach, alle meine Schritte und Handlungen beobachten sie; nur ein Fehltritt und ich bin geliefert! Das eben ist die erhabene Weisheit der Republik, daß hier immer der Eine der Beobachter, der geheime Spion des Andern ist. So wird die Ordnung, die Eintracht im Staate aufrecht erhalten; so scheut man sich Böses zu thun, aus Furcht: und das ist recht. — Ja, mein Kind, ich würde Dich selbst verrathen, so leid mir's thäte, wenn es sein müßte. Mein Kopf ist immer mein Kopf, und besser als jeder andre, der auf meinen Rumpf nicht paßt.

„So wollt Ihr mich denn ohne Rath, ohne Hülfe von Euch schicken?“ weinte Marietta. „Ach Gott! ach Gott! das ist eine schöne Ehefreude — in vier Wochen war die Copulation bestellt und jetzt soll der Pippo unschuldig hängen!“

„Es fällt mir da noch ein beschwerender Umstand ein,“ fuhr der Fanto fort; „denn mit der Rede von der heil. Inquisition ist's eine Dummheit, womit ihn der Mörder nur einschüchtern wollte; die sucht sich ihre Opfer anderweitig. Das ist auf jeden Fall ein Mord der Rache und der Thäter ein Nobile. Ranuzio Solani ist Einer, das wissen wir. Ist nun der Thäter ein solcher und hat er großen und einflußreichen Anhang im Senate, so wird man ihn durchschlüpfen lassen, und wessen Kopf kömmt in die Schlinge? Deines Pippo Kopf; denn mit den gemeinen Leuten macht man nicht viel Umstände. Man wird sagen, er sei gedungen. Die Herren haben wie die Drosseln einen geschmeidigen Hals, den ziehen sie zur rechten Zeit aus der Schlinge.“

„Also ohne Hoffnung, ohne Trost und Hülfe laßt Ihr mich gehen, Padrone?“

„Wart' es ab, mein Kind — es kommt noch auf den Verwundeten an, was er aussagt; denn todt ist er noch nicht ganz. Spricht er den Pippo frei; gut! obgleich es dann noch immer heißen wird, er habe ihn in die Gondel gelockt, worin schon Einer verborgen war. — Geh' nach Haus, mein Kind, tröste Dich, verschlafe den Schrecken und gedulde Dich; das ist mein Rath, der einzige, den ich Dir geben kann.“

Er setzte nach diesen Worten seine Brille wieder auf und las weiter.

Das arme Mädchen entfernte sich in Thränen aufgelöst, trost- und hoffnungslos.

7.

Jene zwei Dolchstiche hatten Ranuzio nicht augenblicklich getödtet. Ohnmächtig war er niedergesunken, aber das kalte Wasser, in welches er

durch Pippo's verzweifelten Entschluß versenkt worden, erweckte seine Lebensgeister wieder. Er kroch durch den seichten Kanal ans Ufer; sein Hülferuf, sein Wimmern und Stöhnen — lockte Leute herbei; — man brachte ihn in ein Haus, nahe am Palaste Grimani, rief einen Arzt herbei und ließ ihm alle mögliche Pflege angedeihen. Die Diener der Gerechtigkeit waren auch gleich bei der Hand.

Ranuzio's erste Aussage ging dahin, daß er sich allein mit dem Gondoliere im Schiffe befunden und, als er sich seitwärts gewandt, plötzlich zwei Dolchstiche in den Rücken erhalten habe, daß er halb bewußtlos niedergesunken und gleich darauf in den Kanal geworfen worden sei. Ein anderer Zusammenhang war ihm natürlich nicht denkbar; denn der Gewaltstreich geschah so rasch, so sicher, daß er auch schon begangen war, ehe sich Ranuzio nur fassen konnte. Diese Angabe sprach freilich unbedingt gegen den Gondoliere. Zum Unglück für Philippo kannte ihn der Nobile; er war so oft den Kanal Onofrio hinabgewandelt, um Giu-

ditta am Fenster zu belauschen, und mehrmals war ihm der schöngewaschene Bursche von freundlichem Aussehen aufgefallen. Trotz der Dunkelheit hatte er ihn, als er ihm seine Dienste anbot, wieder erkannt. Pippo seinerseits kannte den Edelmann gar nicht, eben so wenig wie den Mörder.

Eine weitere Schilderung der Einzelheiten mußte man für diese Nacht dem Verwundeten erlassen; denn der starke Blutverlust, der Schmerz der Wunde hatte ihn so geschwächt, daß er kaum zu reden im Stande war und der Arzt keine Stunde für sein Leben haften zu können versicherte. Auf eine tiefe Ohnmacht folgte ein heftiges Fieber — man rief einen Geistlichen, der ihm die Sacramente der Sterbenden reichte.

8.

Bleich wie ein Marmorbild, die Verzweiflung in den Mienen, mit gelöstem Haar, laut schluchzend, stürzte Giuditta in das Kabinet ihres Vaters.

„Vater! Vater!“ schrie sie, „um Gotteswillen. Hilf! Ranuzio ist ermordet!“

„Wer, Ranuzio?“ frhgte Grimani und Todtenblässe überzog das ernste Antlitz; „es ist nicht möglich — bei Gott! es ist nicht möglich — Ranuzio Solani — sagst Du?“

Giuditta lag händeringend zu seinen Füßen. Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte den kampferprobten Krieger. Er zitterte vor einer Schreckensthat, die er — doch nein! nein! sagte er zu sich selbst — so kann mich Grassi nicht mißverstanden haben, — das wollte ich nicht; das konnte ich nicht wollen! — oder suchte er sich des Auftrags zu entledigen, übertrug ihn einem Andern — einer ungeschickten, verflucht = dienstfährigen Hand. — Mein Gott! — Grassi — der alte Kampfgenosse — kann keinen Banditenstreich üben. „Schaff’ mir ihn vom Halse,“ hatte ich gesagt. — Nein — er kann mich so nicht mißverstanden haben.“ —

Er ließ Giuditta’s Schmerz austoben. Fehlte es ihm doch an Trostesworten für sie, da, wo er selbst vergebens nach Fassung rang.

„Du irrst vielleicht, mein Kind," sagte er nach einer furchtbar peinigenden Pause — „ich muß Licht haben — Licht in der Sache! Wer — wer ist der Thäter — weiß man —?"

Er zitterte seinem Kinde gegenüber; — der Gedanke, ein Verbrechen veranlaßt zu haben, eine solche Unthat, war vernichtend für ihn.

Er rief einem Diener: „Eil' nach dem Hafen!" herrschte er ihm zu; doch im Augenblicke besann er sich, daß Grassi auf seinen Befehl dieselbe Nacht bereits die Anker gelichtet. Das Ereigniß konnte damit im Zusammenhange stehen; aber das Wie war ihm noch ein furchtbares Räthsel. Er entließ den Diener.

„Sprich, mein Kind," wandte er sich zu Giuditta und hob sie dann vom Boden und schloß sie in seine Arme, „wie geschah es, wo — wann?"

„Hier auf dem Kanale," berichtete Giuditta, „nicht fern vom Palaste, in der gestrigen Nacht; — im Nachbarhause liegt er, zum Tode verwundet — ein Priester war bei ihm — o Gott! mein Gott! und vielleicht um meinetwillen." Thränen

erstickten ihre Worte; jedes derselben schnitt gräßlich in Grimani's Herz.

„Also noch nicht todt!“ sprach er aufseufzend, „vielleicht noch Rettung — ja es muß noch Rettung geben. Venedigs größte Aerzte sollen ihre Kunst erproben, und ich will sie königlich belohnen. Hoffe, mein Kind — noch ist nicht Alles verloren. Gott wird barmherzig sein, er kann mich — Dich wollt' ich sagen — nicht so betrüben, so unglücklich machen. — Du liebst ihn, Giuditta — hoffe! bete! Er soll gerettet werden, er wird es; er soll — und kostet es mich meinen Rang — Dein Gatte werden! Ich will Euren Bund segnen — will Alles gut machen — Gott wird barmherzig sein. Der Proveditor ist bedenklich krank; mein Wort brauch' ich erst zu lösen, wenn ich aus dem Kriegszuge wiederkehre. Mit der Zeit ist Alles gewonnen — Giuditta! Er soll der Deinige werden. Sei nur ruhig, mein Kind — fasse Dich, hoffe und bete! Geh', weine Dich aus, sende den Haushofmeister nach den Aerzten; alle, die Venedig als Retter verehrt, sollen sich an seinem Lager

versammeln. Der Haushofmeister soll nicht von des Kranken Bett weichen — jede halbe Stunde soll er mir Kunde bringen, soll mich im Schlafe stören; ich will es. — Sei ruhig, Giuditta, mein einzig, liebes, holdes Kind, und bau' auf Gott." — Er trocknete ihre Thränen, er streichelte ihre Wangen und küßte sie auf die Stirn. In der Kriegerbrust war das Vaterherz weich geworden; was er durch einen Irrthum, durch ein unbestimmtes Wort verbrochen zu haben glaubte, wollte er durch ein Opfer wieder gut machen. Er beschwur es, Ranuzio solle, wenn ihm durch Gottes und der Aerzte Hülfe das Leben erhalten würde, Giuditta's Gatte werden. Der Proveditor, seine Zusage, der Ehrgeiz, die Eitelkeit — Alles war vergessen, seinem leidenden Kinde gegenüber! —

Fünf Tage schwebte Ranuzio in Todesgefahr; aber die Wunden waren nicht tödtlich — die Aerzte ließen seine gänzliche, wenn auch langwierige Wiederherstellung hoffen.

9.

Marietta saß auf dem Marcusplatze hinter ihren Tischen und Bänken, auf welchen die Melonen und Orangen, die Limonien und Feigen pyramidenförmig zwischen Blumen aufgeschichtet waren. Die schöne Fruchthändlerin hatte auch immer die schönsten Früchte, und wie ihr Aeußeres nett, war auch ihr Kram stets zierlich herausgeputzt. Auf und ab wogte in der Abendkühle die Volksmenge, strömte in die Osterien, die Casinos und Weinhäuser unter den Arkaden, drängte sich zwischen den Verkäufern herum, plaudernd, lachend, müßig und geschäftig. Es war eine Sammlung fast aller Trachten jener Zeit; der Türke fehlte nicht dem Franken gegenüber, der Deutsche dem Italiener; der Grieche und Morlacche, der Priester und der ernste Senator, der Seefahrer, der Kriegsmann: alle Stände, alle Völkerschaften waren durchmengt.

Marietta hatte verweinte Augen und sah recht betrübt vor sich hin. Den jungen Nobilis, die

ein Sorbetto, eine Limonade bei ihr bestellten und Apfelsinen und Limonien kauften und, wie sonst, mit der schönen Dirne scherzen wollten, zog sie ein verdrießliches Gesicht, fertigte sie kurz ab und that unwirsch. —

Jetzt nahte ein junger Edelmann von schönem Wuchs, edlen Mienen und feinem Anstande. In dem regelmäßig gezeichneten Gesichte, in den gekniffenen Augen lag dessenungeachtet etwas Unheimliches, etwas Tückische. Es war ein Blick, der von Entschlossenheit und Muth zeigte, aber auch von Jähzorn und Wildheit. Er kannte die schöne Limonadiera.

„Die hübsche Marietta hät geweint," sagte er, indem er sich einige Orangen aussuchte; „wer so hold ist, wie Marietta, sollte nie traurig sein. Das entstellt Dein schönes, muthwilliges Gesicht! Was fehlt Dir, Marietta? —"

— In seiner Anrede lag etwas so Zutrauliches, daß es gegen den düstern Blick seines Auges contrastirte. — Marietta ward dadurch bewogen, ihm Rede zu stehen.

„Ja schön,“ sagte sie grämlich, und die Thränen traten ihr wieder in die Augen. „Da soll man nicht traurig sein — sie haben meinen Bräutigam, den Pippo — ach! Ihr müßt ihn doch gekannt haben, den Gondoliere, er ist der schönste Bursche in Venedig — nicht fern von der Brücke Onofrio hielt er — “

„Wohl kenn' ich ihn,“ versetzte der Nobile zerstreut und spielte mit den Orangen.

„Sie haben ihn unter die Bleidächer geworfen, weil er den Signore Solani ermordet haben soll. Und doch hat's ein Anderer gethan — ein Schurke, der sich hinter ihm in die Kajüte geschlichen und sich für einen Diener der Inquisition ausgegeben. O, hätt' ich den Bösewicht; ich wollte ihm die Augen auskratzen, daß er sein Lebtag blind bliebe. Und mein Pippo, der unschuldig ist — soll die Corda bekommen und im Kanal Orfano ersäuft werden. Da soll man nicht traurig sein! Und in vier Wochen wollten wir Hochzeit machen. Eine schöne Hochzeit!“

Ohne daß es das Mädchen merkte, war der

Nobile verlegen geworden; er stieß eine Orangen-pyramide um — und schien es zu vermeiden, aufzublicken. „Nun," sagte er nach einer geraumen Weile, „wenn er schuldlos ist und der Thäter kommt ans Licht — so wird er gewiß freigesprochen."

„Ja," grollte Marietta, „aber der Schuft von einem Banditen, und es war kein gewöhnlicher Bravo, es war ein Nobile wie Ihr — der wird sich doch nicht selbst melden sollen. Weiß Gott, wo sich der versteckt, bis die Sache vergessen ist — und dann ist mein armer Pippo schon längst todt und von den Fischen aufgegessen."

Röthe und Blässe wechselten während dieser Worte auf dem Antlitz des jungen Mannes — er stotterte in seiner Rede, ohne daß es Marietta bemerkte, oder Arges daran fand.

„Ihr seid ein vornehmer Herr," fuhr sie fort, „sitzt gewiß im Rathe der Hundert. — Ihr könntet für meinen Pippo ein Wort einlegen, da er doch schuldlos ist."

„Was kann ich," versetzte der Nobile ableh-

nend und zwang sich zu einem geringschätzenden Lächeln, „der heiligen Inquisition gegenüber? Sei keine Thörin."

Er warf ihr eine blanke Zechine in das Geldkörbchen, wartete es nicht ab, bis sie ihm kleine Münze herausgab, nickte grüßend mit dem Kopfe und stürzte sich in das Getümmel.

Marietta setzte sich und sah mechanisch auf das helle Gepräge des Geldstückes. „Heilige Mutter Gottes!" schrie sie, plötzlich aufspringend, „welch ein Gedanke fährt mir durch den Kopf! — Nachbarin," wandte sie sich an die Fruttiera zu ihrer Seite, „besorgt meinen Handel — ich bin gleich wieder hier!" — Sie warf sich ins Gedränge, dem Nobile nach. Bald war sie hinter ihm; sein hoher Reiherbusch überragte alle Häupter ringsum. — Unbekümmert um die Neckereien der ihr Begegnenden blieb sie ihm immer auf den Fersen. — Er ging nach dem Molo; — wie er sich zufällig umsah, schien er sie zu bemerken. Er nahm einen Umweg und verdoppelte seine Schritte nach der Piazetta hin — noch einmal sah er sich um — Marietta

blieb stehen und blickte auf den Boden, als suche sie etwas Verlornes. Doch ließ sie ihn nicht aus den Augen. —

Bedächtig folgte sie ihm weiter über Brücken, durch Straßen und Kanäle. Bei der Rialtobrücke huschte er in ein Haus. Es war ein Casino. — An der Thür begegnete sie einem Aufwärter. —

„Wer ist der Signor, der so eben die Treppe hinauf in sein Kasino ging?" fragte sie; — „ich habe eine Botschaft an einen gewissen Signor — Signore —"

„Der Nobile Tomasso Morosini ist's," versetzte der Gefragte und eilte zum Hause hinaus.

„Morosini!" wiederholte sie und stürzte wieder über die Straße, die Rialtobrücke hinüber nach S. Ildefonso. Dort stand der Palast Morosini. Sie trat in das Zimmer des Thordieners, sah sich ängstlich um, als fürchte sie, belauscht zu werden, und begann ängstlich und schüchtern: „Signore — ich komme von meiner Donna — Ihr sollt, sagte sie — eine gute Belohnung erhalten, wenn Ihr ihr einen Dienst erweisen, das heißt, wenn Ihr

aufrichtig sein wollt. Meine Signora möchte gern wissen — Ihr versteht, meine Donna kennt Euren Herrn, den Cavaliere Tomasso Morosini, und zwar sehr genau: sie ist seine Geliebte, das vertrau' ich nur Euch; also, sie möchte gern wissen, ob der Signor in den letzten acht bis zehn Tagen Abends zeitig nach Hause gekommen, oder eigentlich wann er nach Hause gekommen?"

„Dummes Mädchengeschnatter," versetzte der Pförtner, der in der Sache nichts als weibliche Neugierde und den Gegenstand eines Liebeshandels zu sehen glaubte, „wie alle jungen, vornehmen Nobili unserer Stadt ist er des Nachts auf seinem Casino und kömmt nie vor zwei bis drei Uhr des Morgens nach Hause, und so war's auch die letzten acht Tage. Nur einmal, wart', daß ich mich besinne, es war an einem Freitag: ja der letzte Freitag, da kam er vor Mitternacht — nach eilf Uhr, glaub' ich. Ich mußte ihm noch Wasser holen und ein Bad bereiten. Er hatte wettgerudert auf dem Kanal Giudecco mit einem andern Nobile. Er war noch ganz erhitzt und durchnäßt. So war's."

„O habt Dank, Carissimo!“ lachte Marietta und schlug in die Hände; „dann hat meine Signora die Wette gewonnen. Das wird Stoff zu Scherz und Gelächter geben. Ach, wie wird sich meine Herrin freuen! Ihr sollt nicht verrathen werden; besorgt nichts! Ich eile nach Hause und komme bald mit einem Beutel voll Zechinen als Belohnung für Eure freundliche Auskunft wieder zurück.“

Wie eine Gazelle sprang sie zum Portale hinaus. — Von Angst und Hoffnung beklommen, von tausend Ideen und Plänen durchstürmt eilte sie zu ihrem Pathen, dem Messier grande. Hundertmal sich wiederholend erzählte sie ihm ihre Entdeckung und verschwieg keinen Umstand. „Sagt' ich es nicht,“ rief sie endlich mit freudetrunkenen Augen, „daß mein Pippo unschuldig ist?“

„Möglich, vielleicht, wahrscheinlich,“ sagte der Fanto und lehnte sich, die Arme verschränkt, in seinen Sessel zurück. „Aber ich sehe nicht ein, was in der Sache gebessert ist. Du — die arme Limonadiera von der Piazza, willst gegen den Nobile

Tomasso Morosini, einen aus dem Rathe der Hundert, den Neffen des Generalcapitains Battista Grimani, als Klägerin auftreten, wegen Meuchelmords? — Wegen eines lumpigen Gondoliere soll ein Nobile, ein Sproß der edelsten Geschlechter, unter das Blutbeil? Das glaubst, das hoffst Du auszurichten! Und ich, meinst Du, würde Dir dazu behülflich sein, würde den Advokaten Deines Pippo abgeben — ich, der Messier grande, würde einen Edelmann, der noch einst Doge werden, der mich, wenn er will, schon jetzt verderben kann, an's Messer liefern? O, Gans mit dem gelben Schnabel! Das lass' ich hübsch bleiben. Wer nicht sicher weiß, daß sein Kopf mit Eisenstangen an seinen Rumpf befestigt ist, der kümmere sich nicht um anderer Leute Köpfe. — Schlag Dir die Dummheit aus dem Sinn; sonst hängen sie Dich neben Deinen Pippo auf und da könnt ihr Eure Hochzeit in der Luft feiern."

„Pfui!" rief Marietta und stemmte die Arme in die Seiten, „das hätt' ich von Euch, meinem Pathen, nicht erwartet. Aber nun weiß ich, daß

Ihr, obgleich sich ganz Venedig vor Euch fürchtet, doch keinen Muth habt. Ich will Euch beschämen! Ihr wißt nun, daß der Pippo unschuldig ist — und wollt ihm nicht helfen, weil Ihr vor den großen Herren zittert. Ich weiß, was ich thue — ich gehe selbst zum Signor Grimani und erzähle ihm die schöne Geschichte von seinem Neffen. Und wenn er meinen Pippo nicht frei läßt, so stelle ich mich auf den Marcusplatz und schreie die ganze Geschichte unter's Volk, damit sie wissen, daß es in Venedig keine Gerechtigkeit mehr gibt. Ich fürchte mich weder vor ihm, noch vor der ganzen Signoria —; dann sollen sie mich meinetwegen beim Pippo aufhängen, ja ich will lieber sterben!"

Sie stürmte fort und warf die Thür hinter sich zu, daß der Messier grande vor Schrecken auffuhr.

Zu Hause angekommen, verglich sie die vom Nobile erhaltene Zechine mit jenen, welche ihr Pippo gegeben. Es war ein Gepräge, eine und dieselbe Jahreszahl darauf. — Furcht und Hoff-

nung durchschauerten sie; sie vollbrachte eine schlaflose Nacht.

10.

Am folgenden Morgen meldete der Diener dem Generalcapitain Grimani ein junges Mädchen, das sich nicht abweisen lassen wollte. Sie bestand darauf, mit ihm geheim sprechen zu müssen; sie behauptete, ihm eine wichtige Entdeckung machen zu können.

Endlich wurde sie vorgelassen. Ohne Schüchternheit trat sie ein und eröffnete ihre Mittheilung.

„Ihr wißt Eccellenza," sagte sie, „daß am vorigen Freitag der Nobile Ranuzio Solani auf dem Kanale da unten tödtlich verwundet worden. Sie haben meinen Bräutigam Pippo eingezogen; der sollte es gethan haben. Aber ich weiß es besser, Eccellenza, ich kenne den Thäter — und ich will meinen Kopf zum Pfande lassen, will mit meinem Pippo gehängt werden, wenn ich nicht die Wahrheit rede."

„In der That, ein ganz junger Fanto,“ versetzte Grimani lächelnd; — „die kleine Dirne will dem Messier grande ins Handwerk pfuschen.“

„Ja, gnädigster Herr,“ fuhr Marietta fort, „wenn Ihr auch böse auf mich werdet und wenn es Euch auch Herzeleid in Eurer Familie macht, ich kann mir nicht helfen, ich muß meinem Pippo das Leben retten, denn er ist mein Bräutigam. Also mit einem Worte, es ist Signor Tomasso Morosini, Euer Herr Neffe, der den Nobile Ranuzio, von welchem sie sagen, daß er Euer Eidam wird, auf der Gondel des Pippo überfallen und mit zwei Dolchstichen verwundet hat. Ich kann es beschwören und will nicht lebend aus diesem Hause gehen, wenn ich lüge! Warum er's gethan, das geht mich nichts an; — aber gethan hat er's, so gewiß —“

„Bist Du wahnsinnig, Mädchen? fuhr Grimani auf, „mein Neffe, der Sohn meiner Schwester, ein Bandit, ein Bravo — Du redest Dich um den Hals, Dirne! Der Schmerz um Deinen Bräutigam hat Dir den Verstand geraubt.“

„Nein, nein, Eccellenza!“ rief sie heftig, „ich lüge nicht; Ihr sollt Alles erfahren.“

„Weißt Du auch,“ fuhr er fort, „daß es Dich den Hals kostet, wenn Deine Anschuldigung ungegründet befunden wird.“

„In Gottes Namen,“ eiferte sie, „wenn ich lüge, mögen sie mich neben dem Pippo aufhängen; mich kümmert's nicht!“

Und nun erzählte sie mit einem Eifer, der ihr die Wangen röthete, Alles, was sie von Pippo erfahren, wie sie dem Nobile auf die Spur gekommen, wie sie den Pförtner ausgeforscht und die Aehnlichkeit der Zechinen erkannt. Sie zeigte ihm die letztern, die sie sorgfältig eingewickelt bei sich trug.

Mit jedem Worte des Mädchens wälzte sich ein Theil der Last von Grimani's Herzen. Es war ein Hoffnungsschimmer, der sein Gewissen zu erleichtern versprach. Aber noch war Alles Vermuthung und die Verwirrung des Zusammenhangs jetzt noch größer, als vordem.

— „Bleib ruhig hier in der Stube,“ gebot er, nachdem er sich Alles Gesagte noch einmal

wiederholt und überlegt hatte, „ich kehre sogleich zurück.“

Er verließ das Gemach und eilte mit pochendem Herzen zu Giuditta.

Sie saß, das bleiche Haupt auf die Hand gestützt, am Fenster und blickte nach den fliegenden Wolken empor.

„Giuditta!“ sprach Grimani, „eine ernste Frage! Hat Dein Vetter Tomasso nie von Liebe zu Dir gesprochen?“

„Wie Du ihn kennst, mein Vater!“ versetzte Giuditta unbefangen; „er ist im Scherze wie im Ernst heftig, unbesonnen in der Laune wie im Zorne. Wohl hat er mir oft betheuert, daß er mich liebe, daß er ohne mich nicht leben könne, daß meine Kälte ihn in den Tod treibe. Doch hielt ich es stets für Scherz und lachte über seine tollen Possen. Denn Possen waren es doch nur! Ein einzigesmal jedoch schien es ihm beinahe Ernst zu sein. Er zeigte mir einen Dolch und sagte: „„Giuditta, Du mordest mich mit Deiner Kälte; erst will ich aber gerächt sein, bevor ich untergehe.

Das Herz, um welches ich bettle, hast Du an einen Unwürdigen verschenkt; aber ich treffe ihn, bei allen Teufeln, ich treffe ihn!''" — Darauf stürmte er fort. Einige Tage sah er finster aus, vermied meine Blicke; da er aber bald darauf wieder fröhlich wurde und seine Scherze, wie vordem, trieb, so schlug ich mir's aus dem Sinne, weil ich wußte, daß es diesmal doch auch nur Scherz war."

„Genug!" sprach Grimani und legte seine Stirn in Falten — „genug — ich sehe klar!"

Er eilte zu Marietta zurück, die seiner angstbeklommen harrte.

„Mein Kind," sagte er und nahm einen leichten Ton an, „ich wiederhol' es: für Dein Alter entwickelst Du viel Geschick zum Kundschafterwesen. Doch ohne Scherz — Deine Sache steht trotz Deines Scharfsinnes mißlich. Ist mein Neffe schuldig — so trifft ihn das Richtschwert des Gesetzes; gleichviel, ob er mein Blutsverwandter oder nicht, denn Venedigs gerechte Richter strafen den Schuldigen ohne Unterschied des Ranges; vor

seiner Freunde Rache aber, die es nicht gut ertragen werden, daß ein Nobile auf Deine und Deines Bräutigams Anklage hin eines schimpflichen Todes sterben mußte, kann ich Dich dann nicht schützen. Venedig hat Banditendolche genug; sie können auch Dich und Deinen Bräutigam treffen. Ist aber Tomasso Morosini unschuldig — so leidest Du sammt Deinem Geliebten wegen falscher Anklage gegen einen Edelmann den Tod von Henkershand. In jedem dieser beiden Fälle bist Du verloren — so gern ich Dir helfen möchte. Nun wähle, Mädchen!"

Marietta zerfloß in Thränen; der Generalcapitain ging schweigend auf und ab. —

„Hast Du," begann er nach einer Pause, „zu noch Jemand Anderem außer mir von Deiner vermeintlichen Entdeckung gesprochen?"

„Zu Niemand, als dem Messier grande, meinem Pathen," versetzte sie; „doch der ist feig, der hatte den Muth nicht, Euch, Eccellenza, die Sache vorzutragen."

„Dann ist es noch gut!" entgegnete Grimani

und fuhr nach einer Weile fort: „Du armes Kind, Du dauerst mich; das Schicksal hat Dir eine harte Prüfung auferlegt. Doch, ich will Dir helfen; — in Deine Hand will ich Deine Rettung legen — wie es auch immer komme. Sprich! kannst Du schweigen?"

„Wie das Grab, gnädigster Herr!"

„Auch gegen Deinen Bräutigam?"

— „Ich will darauf die Hostie nehmen!"

„Gut!" sprach Grimani feierlich, „von Allem, was Du seit gestern erfahren, was Du vermuthet, was Dir begegnet ist, sprichst Du kein Wort; selbst in der Beichte nicht, selbst wenn man Dich mit dem Tode bedrohte nicht. Dann soll Dein Bräutigam frei werden."

„O Gotteswillen! Ja!" schrie Marietta auf und sank vor ihm in die Kniee; „man soll mich auf die Folter spannen — ich werde dennoch schweigen. — Nur meinen Pippo rettet, Herr!"

„Ueberleg' es noch einmal," fuhr Grimani fort, „ist mein Neffe schuldig und leidet er den verdienten Tod, so trifft Dich und Pippo die Blutrache;

denn den verborgenen Arm können wir nicht entwaffnen; ist er schuldlos — so ist Euer Untergang gewiß."

„O Eccellenza," flehte sie mit gefalteten Händen, „ich will Alles thun, was Ihr gebietet. Ich seh', Ihr meint es gut, Ihr wollt die arme Marietta der Verzweiflung entreißen. Wenn Pippo fragt, so werd' ich sagen, ich hätte ihn frei gebeten von Euch; sonst schwatzt er's aus; er schwatzt gern viel, besonders wenn er Wein im Kopfe hat, und da könnte er sich ja um den Kopf plaudern." —

„Wohlan," sprach Grimani ernst, „aus Mitleid mit Dir will ich Dir helfen. Auf meine Fürsprache ist er morgen entlassen. Du sollst ihn unbeschädigt wieder haben."

Marietta bedeckte seine Hand mit Küssen und Thränen — und entfernte sich getröstet und freudetrunken.

— Eine Stunde darauf war Tomasso Morosini im Kabinette des Generalcapitains.

„Tomasso," sagte Grimani mit scheinbarer

Ruhe und hielt ihm die Zechinen Marietta's, welche er zurückbehalten, unter die Augen, „ich habe Dir vor zwei Wochen dreihundert Zechinen dieses Gepräges gegeben, frisch, neu, wie sie aus der Zecca (Münze) kamen! Ist's nicht so?"

„Ganz so, mein Oheim!" antwortete Tomasso ruhig, da er weiter nichts als eine Strafpredigt über seine Verschwendungssucht erwartete.

„Du hast in den letzten Tagen," fuhr Grimani fort und heftete das durchbohrende Auge starr auf ihn, „von diesen Zechinen, die hier in Venedig noch in keines andern Menschen Hände gekommen sind, als in die meinigen und in die Deinen, einem Gondoliere zehn, zwölf, funfzehn Stück gegeben und gestern auf dem Marcusplatze einer Fruttiera Eines. Ist's nicht so?"

Tomasso erbleichte, seine Stimme bebte; — „es ist so!" stotterte er.

„Bandit!" donnerte Grimani und faßte ihn an der Brust, „Bandit, Schurke meines Hauses, Mörder unserer Ehre, elender Bube!"

Tomasso war vernichtet; er sank in die

Kniee — jeder Blutstropfen wich aus seinen Gesichte.

„Du bist dem Henker verfallen!" sprach Grimani mit fürchterlicher Ruhe, mit vernichtender Kälte.

„Oheim! Oheim!" wimmerte Tomasso in der namenlosesten Seelenangst, „hört mich, erbarmt Euch meiner — um Gotteswillen, Oheim! Meine Liebe, meine grenzenlose Liebe zu Giuditta, sie raubte mir den Verstand, sie machte mich wahnsinnig — und ihr Spott, ihr kalter Hohn; dann er, der Beglückte: ich konnte es nicht ertragen; ein unbewachter Moment, die Raserei erfaßte mich! Als es geschehen — o, hättet Ihr meine Verzweiflung gesehen, meine blutige Reue! O, Gott war gnädig, er ließ es nur halb gelingen; darum seid auch Ihr barmherzig!"

„Also mit der Blutschuld behaftet," fuhr Grimani fort, „wolltest Du um mein schuldlos Kind freien? Mit der mordbefleckten Hand wolltest Du ihre reine Hand erringen? Ueber den Leichnam eines Schuldlosen wolltest Du in das Brautbett

steigen? Geh', ich verfluche Dich! Keiner aus unserm erlauchten Geschlechte, so weit die Kunde davon geht, war ein Mörder. Du hast den höllischen Triumph, der erste zu sein. Keiner aus dem Stamme der Grimani und Morosini starb den Tod von Henkershand; Du hast die Ehre, der Erste zu sein!"

Tomasso zerraufte sich das Haar und schluchzte laut.

„Dank' es dem verwandten Blute, das in meinen Adern rollt," sprach Grimani weiter, nachdem er sich eine Zeit lang an des Schuldigen Vernichtung geweidet, „daß Du nicht zwischen den Arkaden des Marcus hängst, ein Abscheu für den Bettler selbst, ein Genosse des Bravo, oder mit einem centnerschweren Steine den Grund des Kanals Orfano ermessest. Knabe, wäre nicht Deine Schmach auch meine Schmach, ich könnte Dich hohnlachend sterben sehen! — Steh' auf, Verworfener!" herrschte er, „morgen bist Du nicht mehr in Venedig; auf der Galeere Achilles setzest Du nach Candia. Ich werde Dir noch heut Befehle zukommen lassen.

Nicht früher erhebe Deinen Blick zu mir, bis Du im Blute der Feinde das unschuldige Blut, das Deine Hände befleckt, abgewaschen. Ich will sehen, ob Du ein Schwert eben so gut zu führen verstehst, dem bewaffneten Feinde gegenüber, wie den Dolch im Rücken des Unbewaffneten. Bis dahin meide mein Antlitz. — Jetzt verlasse mich!" —

Mit verhülltem Antlitz entfernte sich Tomasso Morosini. —

11.

Die Kanonen donnerten vom Arsenale, der Patriarch segnete die Krieger ein, Glocken läuteten, ganz Venedig stand am Molo zusammengedrängt — der Generalcapitain ging mit den vier Galeeren unter Segel. — Bei Fiume erwarteten ihn noch zwei illyrische Fahrzeuge, in deren Begleitung er nach dem mittelländischen Meere steuerte. — Von Tomasso war auf den Schiffen keine Spur, eben so vergeblich hatte man ihn in Venedig gesucht; seit

seiner Unterredung mit dem zürnenden Oheim war er wie verschwunden. —

Drei Monate später lief eine neue Galeere aus, deren Bestimmungsort gleichfalls Candia und der Kriegsschauplatz war. —

Ranuzio, der von seinen Wunden wieder gänzlich genesen war, trat im Kriegsschmucke in Giuditta's Gemach.

„Ich komme, Du Heißgeliebte," sprach er begeistert, „Abschied von Dir zu nehmen. Mein Arm ist wieder kräftig und so darf ich ihn dem Vaterlande nichten tziehen. Ich kenne ein Wort Deines Vaters, das eben so mächtig zieht, wie das Band der Liebe, es ist das Wort der Ehre. An jenem Unglücksabend vertraute es mir Grassi. „„Wer um Grimani's Tochter freien will, muß erst seine Sporen verdienen!"" sprach er. — Giuditta — soll mich der Vorwurf treffen, Dich so leicht, so ohne Thatkraft und Opfer errungen zu haben? Soll ich hier an Deiner Seite schwelgen und träumen, während Dein Vater seine Brust tausendmal dem Tode Preis gibt? Wie unwürdi

wäre ich dann! Giuditta kann keinen Unwürdigen lieben. Die Tochter des Helden kann ihre Hand nur dem Tapfern geben. Segne mich durch den Kuß der Liebe! Der allgütige Gott, der schon einmal den Streich des Todes von meinem Haupt gewendet, wird mir auch dort gnädig sein! Leb wohl! So wahr der Himmel oben blau und ewig — mir sagt es eine Ahnung, das Gottvertrauen —: wir sehen uns wieder!"

Sie sank weinend in seine Arme — sie konnte nicht widersprechen. Ihr blassen Lippen drückte sie an die seinigen — er riß sich los; — noch einmal breitete sie die Arme aus, dann glitt sie nieder auf den Marmorboden. —

12.

Grimani kreuzte im Archipel. Eins der illyrischen Schiffe, unter dem Befehl des Dalmatiners Davidovich wurde, als es Jagd auf die Barbaresken machte, von der Flotte getrennt. Ein Wind-

stoß trieb es in den Eingang von Negroponte. Hier überwinterte gerade die türkische Flotte. — Als der Kapudan Pascha das einzelne venetianische Kriegsfahrzeug erblickte, ging er mit all seinen segelfertigen Schiffen auf dasselbe los. In einem Augenblicke sah sich Davidovich von 45 feindlichen Galeeren umgeben. — Aber dies entmuthigte den kühnen Seehelden nicht. Durch fortgesetztes Feuer hemmte er die Bewegungen der vordersten und empfing sie mit noch größerem Nachdruck, als sie näher kamen. Sie umzingelten ihn; er durchbrach ihre Reihen und machte sich los. Eine Galeere enterte; — eine volle Ladung der Venetianer bohrte sie in den Grund. Wie eine Riesenschlange wand sich das venetianische Schiff durch die feindlichen Fahrzeuge. Hageldicht flogen die Kugeln der Türken, das Alla-Geschrei ertönte vom Bord ihrer Schiffe; — sie jubelten: „Sieg!" aber wieder war Davidovich durch ein gewandtes Manöver frei geworden! Ein Windstoß von der Landseite gab Hoffnung zum Entkommen; doch er blähte auch die Segel der Feinde. Abermals hatten

sie ihn umringt, das Schiff zog an mehreren Stellen Wasser; drei türkische Galeeren enterten jetzt, die Muselmänner sprangen an Bord; „ergebt Euch!" schrieen sie. „Nur mit der Pulverkammer!" entgegnete Davidovich und warf sich, hoch den Säbel schwingend, den Barbaren entgegen. Ein mörderisches Gefecht entspann sich auf den Verdecken. Jeder Fuß Raumes kostete zwei Leichen. „Sanct Marcus hoch!" rief Davidovich todesmuthig und mähte unter den Feinden; Brüder, wir sterben einen heldemüthigen Christentod — Victoria für das Kreuz!" Es war ein furchtbares Blutbad. — Eine Kugel schlug durch die Brust des Capitains; er sank — „Brüder!" schrie er mit der letzten Kraft, „rächt meinen Tod, sterbt, aber ergebt Euch nicht." —

„Sanct Marcus" — tönte es wie aus einem Munde — und auf der Höhe der See krachte eine Kanone. Ein Moslim war inzwischen bis zum obersten Tauwerk gedrungen und hatte die türkische Flagge aufgesteckt. — Ein zweiter Schuß donnerte näher, ein dritter riß die Flagge herab

und den Türken, der sie befestigt. Mit der Windesschnelle flogen drei Schiffe herbei — sie führten die Flagge von St. Marcus. Es war der Generalcapitain, es war Grimani! Wie ein losgelassener Tieger fiel er über die türkische Flotte her, nahm sie zwischen sein Kreuzfeuer, enterte das Schiff des Kapudan, sprang der Erste an Bord und stürzte sich auf die betäubten, überraschten Moslims. Ihm folgte Ranuzio bis an den Mittelmast — hier waren sie einen Augenblick abgeschnitten; doch kämpften sie löwenkühn gegen die Uebermacht; — ein Moslim schwang den Säbel — schon flimmerte er in der Luft, um Grimani's Haupt zu spalten, aber Ranuzio's Schwert streckte Arm und Waffe des Ungläubigen nieder. Der junge Held erfaßte nun den Admiral und, zu beiden Seiten sich rückwärts Bahn machend, zog er ihn bis zum Sterne des Schiffs vor, wo seine Leute kämpften. — Gleich tapfer hatten sich die übrigen Galeeren der Venetianer gehalten; — die Muhammedaner flohen — den Kapudan Pascha hatte Ranuzio's Pistole niedergestreckt; zwei türkische Galeeren sanken; vier

andere, ganz durchlöchert, waren gescheitert, und der Rest der Flotte wurde von dem heldenmüthigen Geschwader bis auf die Rhede von Negroponte verfolgt. Alle Türken, welche Davidovich's Schiff bestiegen hatten, waren getödtet oder gefangen.

„Ranuzio!" rief Grimani und schloß den Jüngling in seine Arme: „Du hast mir — ich weiß es genau, zum zweiten Male das Leben gerettet, — Du hast die Braut doppelt verdient! — Jetzt aber fort auf Davidovich's Schiff; es gibt noch Einen Helden zu feiern — vielleicht einen Todten!" Sie sprangen an Bord der illyrischen Galeere; auf den Tod verwundet lag der Capitain über ein Stück Segeltuch gebreitet. Düster umstand ihn sein kleines Häuflein.

„Davidovich! Davidovich!" rief Grimani, „Heil und Dank Euch im Namen der Republik!" —

Der Capitain winkte dem Admiral, näher zu kommen — er riß sich einen falschen Bart vom Antlitz: es war Tomasso Morosini! „Oheim" sagte er mit leiser Stimme — „ist es so recht? Hab' ich mein Vergehen gesühnt? — Darf ich

das Auge zu Euch erheben? Und Ihr verzeiht? Der Tod versöhnt Alles — ich suchte gut zu machen. Vergebt mir und auch die Andern sollen vergeben!"

„Ich danke Dir um mein und Deinetwillen," versetzte Grimani mit einer Thräne im Auge. — „Du hast Alles gut gemacht! Dein Name lebt im Gedächtniß der Republik entsühnt, gefeiert. Ja, beim ewigen Gott, Du bist mein Blut, meiner Schwester Sohn. Gott segne Dich!" Er reichte ihm die Hand. —

„Lebt wohl!" hauchte Tomasso, „grüßt Giuditta!" Sein Auge verfinsterte sich, er athmete noch einmal auf und war nicht mehr.

„O schöner Heldentod, edles Herz, das hier gebrochen!" wehklagte Ranuzio, über den Todten gebeugt, und reiche Zähren entquollen seinen Augen.

Grimani faßte den Jüngling an der Hand und zog ihn fort! „Weine Du nicht um ihn! Er hat das beste Theil erwählt. Du ahnst nicht, warum. Lasse seine Seele in Frieden fahren. — Venedig

aber ist noch groß, da ihm noch solche Herzen schlagen. —

Siegreich kehrte im Jahre 1647 die venetianische Flotte in die Lagunen zurück; der Halbmond war gedemüthigt, die Macht der Republik wieder überwiegend geworden und der Schimmer einer glänzenden Zukunft, welche die vormalige Größe versprach, leuchtete über die Meerbeherrscherin. Der Held Grimani wurde jubelnd empfangen. — In des Vaters, in des Geliebten Arme stürzte Giuditta nach langen Tagen der Trennung. — Nach des Himmels weisem Rathschlusse war inzwischen der Proveditor Solani in das bessere Jenseits eingegangen, wo es keine Gichtschmerzen mehr gibt.

Die Glocken von Sanct Marcus läuteten, der Himmel war frühlingsblau — prachtvolle Gondeln schaukelten auf dem Kanal Onofrio und im bräutlichen Gewande, schön wie ein Engel, schmiegte sich Giuditta an die schlanke Gestalt ihres Ranuzio: da öffnete sich die Thür, Marietta trat festlich gekleidet herein, legte einen schönen Blumenkranz

zu Giuditta's Füßen und sprach: „Erlaubt, gnädige Signora, daß auch ich am heutigen Tage Euch meine Huldigung darbringe. Wie diese Blumen seid Ihr schön und hold — sie werden bald verblühen, nicht so Ihr, nicht so Euer Glück! Euer Herz ist ein ewig blühender Garten und das gerechte Geschick wird Euch fortan in jede Lebensstunde Kränze flechten! — Ach, gnädige Signora," fuhr sie aus ihrer seriösen Rolle fallend fort, „uns Beiden ist es recht sauer geworden, bis wir unsern Bräutigam bekommen haben. — Laßt mich von nun an Eure Dienerin sein." Sie rief Pippo herbei, der an der Thür stand und schüchtern und blöde sich jetzt näherte. „Eccellenza, Euer gnädiger Vater hat diesen da in Anerkennung seiner Unschuld zu seinem Pförtner ernannt, und ich bin seine ganz neu angetraute Gattin. —"

„Bist Du mit Deinem Loose zufrieden?" — fragte Ranuzio lachend den Pippo, „oder sehnst Du Dich wieder nach der Gondel zurück?"

„Satanasso!" versetzte Pippo — „wenn man so unter den Bleidächern gesteckt hat, da vergeht

Alles; man vergißt nach dem ersten Gang über die Seufzerbrücke selbst auch die Liebe. Aber jetzt ist wieder Alles gut!" —

Eine Stunde später sprach der Priester unter Orgelton und Glockenklang den Segen über das glückliche Paar. —

Die Mädchen von Scio.

Novelle.

Also, man vergißt nach dem ersten Gang über die Seufzerbrücke selbst auch die Liebe. Aber jetzt ist wieder Alles gut!“ —

Eine Stunde später sprach der Priester unter Orgeltön und Glockenklang den Segen über das glückliche Paar. —

„Adieu, Vater! Adieu Mutter!“ sagte Antonie und hüpfte aus der Stube in den Garten hinaus.

Die Mutter sah ihr wohlgefällig lächelnd nach. „Unsere Antonie ist doch das schönste Mädchen ihres Alters.“

„Um Gotteswillen Frau!“ entgegnete der pensionirte Steuerrath Brauer und schob die Zeitung bei Seite; „wenn's auch wahr wäre, so darfst Du ihr's nicht sagen. Du machst das Kind unglücklich und uns obendrein. Lobe sie, wenn sie fromm, gehorsam und fleißig ist, denn das ist ihr Verdienst; lobe sie aber nicht wegen eines zufälligen vergänglichen Gutes. Du weißt ja, daß die Menschen in der Regel hochmüthiger auf das sind, was ihnen der Zufall gegeben, als auf das, was sie sich selbst erworben. Soll das Mädchen

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK MÜNCHEN

eine eitle Närrin, eine Kokette, eine Putzdirne werden? — Und noch dazu ist das Kind erst vor einem Jahre confirmirt worden!"

„Nun zürne nicht, Väterchen," beschwichtigte die Frau, „einer Mutter mußt Du schon so etwas nachsehen."

„Darum laß mich gewähren," fuhr Brauer fort; „denn auf die Erziehung verstehe ich mich. Lassen wir das Mädchen lieber in dem Wahne, es sei häßlich. Verschiedene Laffen werden ihr schon das Gegentheil betheuern. Wir müssen ihr immer vorreden, sie solle nur recht fleißig, sittsam, folgsam sein, um dereinst als Gouvernante ihr Glück zu machen. Denn Vermögen, weißt Du, besitzen wir nicht und wer wird jetzt geheirathet oder was wird eigentlich geheirathet? — Vermögen!"

„Leider ist es so!" seufzte Madam Brauer, „als wir uns nahmen, war es anders."

„Jetzt ist's aber unvermeidlich. Drum höre meinen Plan. Schaden kann er nichts; nur nützen. — Wenn Antonie morgen Abends wieder, wie

gewöhnlich, hier unterm Fenster auf der Bank sitzt, so fange ich ein Gespräch in der Art wie heute an; Du secundirst mir — verräthst Dich aber mit keiner Sylbe. Sie soll Alles mit anhören; wir aber thun, als bemerkten wir ihre Nähe nicht. — Versprichst Du mir's."

„Alles, lieber Gatte! weiß ich doch, daß Du unser Bestes willst." —

Antonie saß am folgenden Abend auf der Bank und strickte. Das Mädchen war trotz ihrer einfachen Kleidung engelschön zu nennen. Kaum der Kindheit entwachsen, bildete ihr Körper doch ein volles Ebenmaß in all' seinen Theilen. Blau das Auge, tiefdunkel die Locken, ruhig die Wange, schneeweiß die Hand, fast griechisch das feine Profil. Harmlos blickte sie manchmal von der Arbeit in den bunten Abendhimmel hinaus und auf die Blumen zu ihren Füßen. Schlicht erzogen, in der Gottesfurcht herangebildet, in weiblichen Künsten und Wissenschaften erfahren, war sie

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

bis jetzt von Bällen und rauschenden Ergötzlichkeiten fern geblieben. Ihr bescheidener Sinn kannte noch nicht den Drang einer unbekannten Sehnsucht, der den Mädchen der großen Welt schon im sechzehnten Jahre den Busen schwellt. Sie hatte bis jetzt nur Gott, ihre Aeltern und ihre Blumen geliebt. —

Des Vaters Stimme in der Stube ertönte jetzt aus dem geöffneten Fenster und lockte ihre Aufmerksamkeit dorthin.

„Ja Frau!“ sagte er, „Du hast Recht: hübsch ist unsere Antonie nicht! Aber das ist eine Gottesgabe und vor dem Herrn sind wir Alle gleich, der weiße Mensch wie der Neger, wie der Indianer. Aber gut ist sie, fromm und auch arbeitsam. Und so wird sie der Himmel nicht verlassen. Einen Mann wird sie schwerlich bekommen, denn nur die reichen Mädchen finden jetzt Freier. Darum lassen wir sie nur recht viel lernen und sie findet dereinst schon ihr Fortkommen in der Welt. Wie viele Mädchen aus vornehmen Häusern, die herabgekommen sind, müssen es sich nicht als Gouver-

nanten gefallen lassen und unser Mädchen ist weder auf hohem Fuß erzogen, noch anspruchsvoll, ondern genügsam. Antonie wird auch unter fremden Leuten gut aufgehoben sein."

„Aber, lieber Mann," versetzte mit beklommener Stimme die Mutter, „wenn ich mir das Loos unserer Antonie so denke, wie jenes der armen Mädchen aus der Schweiz, die jährlich schaarenweise nach Rußland und noch weiter wohin geschickt werden, ohne Schutz, ohne —". Die Thränen traten ihr in die Augen.

Brauer winkte ihr bedeutsam und fuhr fort: „Das soll unsere Antonie nicht. So lange wir leben, ist sie versorgt. Drücken wir einst die Augen zu, so hilft unser kleines Ersparniß für die erste Zeit. Und dann habe ich noch Freunde und Gönner, redliche Männer: es kann also nicht fehlen, daß Antonie in einem guten Hause ihrer Vaterstadt placirt wird. Wie gesagt, nur recht fleißig, häuslich sein muß sie, so viel als möglich lernen. Bei Wissen und Können kommt Schönheit und Häßlichkeit nicht in Betracht. — Aber jetzt, Müt-

terchen, stopfe mir die Pfeife, ich habe die heutigen Zeitungen nicht gelesen und muß sehen, was der Don Carlos, der Teufelskerl, macht.“ —

Hiermit hatte das Gespräch ein Ende. —

Antonie horchte während desselben regungslos. Sie hatte bis jetzt nicht daran gedacht, ob sie schön, ob sie häßlich sei. Wohl hatte sie oft die Redensarten: „ein schönes,“ „ein häßliches Mädchen“ gehört, ohne daß es ihr eingefallen wäre, Vergleichungen anzustellen. Jetzt aber hörte sie den entschiedenen Ausspruch, daß sie häßlich sei, von ihrem Vater und die Mutter hatte nicht widersprochen. Das war ein Urtheil für ihr ganzes Leben. — Eine Thräne stahl sich aus ihren schwarzen, tief herabgesenkten Wimpern und ein Seufzer aus der jungen Brust. Wohl vernahm sie das Lob ihrer andern guten Eigenschaften mit Wohlgefallen, aber es war doch nicht im Stande, den bittern Eindruck jenes Ausspruches zu verwischen, der aus dem Munde des Vaters eine Gewißheit ward, „Also ich bin ein häßliches Mädchen,“ sagte sie leise zu sich; „mein Gott, ich kann ja nichts

dafür und darum kann es kein Fehler sein. Ich werde ja doch Gouvernante.“

— Man rief sie zum Abendessen. — Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, durch ihr Betragen nicht zu verrathen, daß sie das Gespräch der Aeltern belauscht, aber sie war doch schweigsamer, befangener als sonst. Zehnmal wollte die Mutter, aus leicht erklärlichem Gefühl der Zärtlichkeit, zu dem gekränkten Kinde sagen: Nein, Du bist nicht häßlich, Du bist — Aber drohende Blicke des Vaters, der sie fixirte, drängte stets das Wort zurück. —

Früher als gewöhnlich ging Antonie zu Bette. Brauer nahm seine Frau noch einmal ins Gebet und sie mußte ihm feierlich geloben, sein Kind nicht zu enttäuschen. „Denn,“ sagte er, „merken die Kinder erst, daß wir mit ihnen Komödie spielen, dann fahre hin Gehorsam, Vertrauen, Aufrichtigkeit. Enttäuscht können sie werden, wenn es ihnen erst frommt. Dann danken sie uns für die Täuschung. —“

Antonie kam es recht einsam auf ihrer Stube

vor, sie vergaß beinahe die Blumen zu begießen. „Das sind Grillen!“ sagte sie endlich und begann sich auszukleiden; „ich bin heute recht schläfrig.“ — Sie hatte ihr Abendgebet gesprochen, nahm das Licht, statt es aber auszulöschen, trat sie damit unwillkürlich vor den Spiegel und starrte lange hinein. — „Es muß doch wohl so sein!“ seufzte sie endlich und wendete sich langsam um, verlöschte die Kerze und ging zu Bette. — Sie mußte aber doch nicht recht schläfrig gewesen sein, denn ihr Schlaf war unruhig — sie erwachte erschöpft. — Die Masse der täglichen Arbeiten aber zerstreute sie einigermaßen und wohlthuend wirkte es, daß die Mutter heute so liebevoll gegen sie war.

Am folgenden Tage kam, wie es zweimal in der Woche hergebracht war, ihre Freundin Fränzchen zum Besuche. Sie war mit Antonien in die Schule gegangen, war mit ihr zugleich confirmirt worden und beide Mädchen waren einander — wie es das jugendliche Alter mit sich bringt —

herzlich zugethan. Dennoch war Fränzchens Charakter ein von dem Antoniens ganz verschiedener. Jene war die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, hatte bereits ein Jahr Tanzstunde gehabt, war auf mehreren Bällen gewesen, durfte lesen, was sie wollte, kleidete sich zierlich, war aufgeweckter als Antonie, redseliger, spitz in ihrem Urtheil, hatte schon einen Anflug der Manieren der vornehmen Welt. Aber ihr fehlte das unbefangene Gemüth Antoniens, deren tieferer Ernst, deren liebevolle Ansicht der Menschen. Sie war nicht im entferntesten so schön wie Antonie, ohne daß man sie gerade häßlich nennen konnte. Hoch aufgeschossen war ihr Wuchs, mager, ohne ungefällig zu sein; das Haar schön rabenschwarz, das etwas knabenhafte Gesicht sehr blaß, die tiefliegenden Augen aber von brennender Schwärze, wunderschön der Mund, ihre Haltung, trotz der magern Formen, graciös und einnehmend. Man mußte sie piquant, interessant nennen; dazu gesellte sich eine Launenhaftigkeit, ein drolliger Humor, der manchmal bizarr wurde. Sie konnte eine Gesellschaft

von zehn Personen allein unterhalten. Deshalb liebten sie auch Antoniens Aeltern, welche wünschten, es möchte etwas von ihrem aufgeweckten Wesen auf ihr schweigsameres, vielleicht zu ernstes Kind übergehen. —

Die Mädchen untrrhielten sich eine Zeit lang mit den Aeltern, dann schlugen sie ihren gewöhnlichen Spaziergang ein. — Die Hinterpforte des Gartens führte nach dem einsamen Theile des Stadtgrabens, an dessen Weidengebüsche entlang ein Fußpfad bis zu einer alten Warte führte. Hier gingen die Mädchen, das Strickzeug in der Hand, plaudernd, schäkernd, lachend auf und ab — bestiegen auch manchmal den einen noch zugänglichen Theil des Thurmes, welcher eine schöne Aussicht über die Stadt gewährte, und überließen sich so ihrem harmlosen jugendlichen Vergnügen. —

Fränzchen erzählte so eben den Inhalt eines Lustspiels, das sie gestern im Theater gesehen, mit so drolliger Laune, daß Antonie laut lachte, bis ihr die Thränen in die Augen traten.

Da unterbrach sich plötzlich Fränzchen, indem

sie Antonien anstieß und ärgerlich sagte: „Gott, da kommt wieder der häßliche, abscheuliche Mensch!“ Sie nahm Antonien beim Arme und drückte sich mit ihr dicht an dem Weidengebüsch hin, um dem Entgegenkommenden auszuweichen. Es war ein kleiner, gedrungener Mann, in altdeutscher Tracht, mit langem Hemdekragen, sonneverbranntem Gesichte, welches Schnurr= und Kinnbart fast zur Hälfte verdeckten. Unter einer abgeschabten Mütze quoll sein langes, wirres, schwarzes Haar hervor. Er fixirte die Mädchen auffallend, grüßte flüchtig und ging vorüber. —

Bei dem Worte „häßlich“ überzog Antoniens Gesicht eine flüchtige Blässe und in ihrer Hand zitterte das Strickzeug. —

„Warum,“ fragte sie, nachdem der Fremde eine Strecke entfernt war, „schimpfst Du so lieblos den armen Mann. Er kann vielleicht von Herzen recht gut, recht geschickt, recht gelehrt sein!“

„Meinetwegen,“ versetzte Fränzchen im leichtfertigen Tone, „mag er engelgut, mag er ein Philosoph sein, aber häßlich ist und bleibt er. Er

sieht aus wie ein junger Bär, den man halb geschoren und angeputzt hat.

„Er ist vielleicht recht unglücklich," versetzte Antonie, „und wir sollten Mitleid mit ihm haben. Es ist nicht sein Fehler, daß er —." Sie sprach das Wort nicht aus.

„Sein Fehler freilich nicht, aber es ist ein Unglück. Und — ha! ha! ich glaube, der Narr ist wohl gar in eine von uns verliebt! Wie käme er sonst so regelmäßig auf unsern Spazierweg? — Nun, willst Du ihn haben? Ich beneide Dich nicht."

Antonie schwieg und senkte das Haupt. Fränzchen, die gern zum Schlusse der Erzählung kommen wollte, bemerkte den Eindruck des kurzen Gesprächs nicht und fuhr fort, den Inhalt des Lustspiels zu berichten.

Aber Antonie schwieg und lachte nicht mehr, und erst als Fränzchen beim Schlusse des Stückes in ein schallendes Gelächter ausbrach, stimmte sie mit einem erzwungenen Lächeln ein. —

Von da an ging sie eine geraume Zeit stumm

neben der Freundin, beantwortete sogar einige Fragen derselben nicht.

Dies fiel endlich Fränzchen auf. „Was ist Dir aber heute, Mädchen? Ich kenne Dich gar nicht! So verstimmt — und erst, wenn ich nicht irre, seit einer Weile, seit — ja seit uns der fatale Mensch begegnet ist. Solltest Du vielleicht — sollte Er? Liebst Du ihn vielleicht?“

„Nein, nein!“ betheuerte Antonie und brach in Thränen aus, „ich kenne ihn gar nicht.“

„Nun, was ist Dir also? Ich will, ich muß es wissen. Sag' es mir, Deiner einzigen Freundin.“ —

Antonie fiel ihr schluchzend um den Hals. „Weil ich auch häßlich, weil ich unglücklich bin!“ klagte sie mit erstickter Stimme.

„Und wer hat das gesagt?“ fragte Fränzchen und wollte in lautes Gelächter ausbrechen.

„Mein Vater, meine Mutter — ich belauschte gestern ihr Gespräch,“ klagte das arme Kind, ihr Haupt an der Freundin Brust verbergend, und erzählte in abgerissenen Sätzen den Inhalt des Gesprächs.

„Dein Vater? Deine Mutter?“ wiederholte langsam und ernst Fränzchen, und ein Gedanke durchflog sie. — Sie schwieg, sie ließ Antonien ausweinen. — —

Es ist in der Natur des Weibes begründet, daß sich in der Regel ein schönes Mädchen gern ein minder hübsches, wohl gar häßliches, zur Freundin und Gespielin auserwählt. Im Gefühle ihres Uebergewichtes hat sie nichts zu fürchten und braucht sie nur als Relief. Eine gleich Schöne würde eine gefährliche Rivalin sein — mindestens würde sie die Huldigungen der Männerwelt mit ihr theilen müssen. Die minder Hübsche dagegen ist darauf angewiesen, unter der Schönern Fahne zu fechten, wie das geringere Talent dem größern dienen muß. Von der Tafel des Glücklichen fällt auch für den Minderglücklichen etwas ab. Erdrückt das Uebermaß der Huldigungen die Herrin, so weist sie einen Theil derselben der Zofe zu. Im Gefolge des Glanzes wird man, wenn nicht ausgezeichnet, doch leichter bemerkt, als in der Verborgenheit. Zudem hat es Beispiele gegeben, wo

die Minderschöne durch Geist, Talent, Interesse der Schönheit den Anbeter entzog. Die Hoffnung ist sehr verführerisch. —

Franziska hatte es bis jetzt nicht anders gewußt, als daß Antonie schöner sei als sie. Im Gefühle ihrer geselligen Talente, ihrer Tournure hätte sie indeß nie Anstand genommen, mit ihr in die Schranken zu treten. Man hatte sie immer hübsch genannt — einige galante Herrchen spendeten ihr sogar das Prädicat schön. Dies nahm sie an, doch fühlte und wußte sie, Antonie sei schöner. Jetzt aber nannten die Aeltern alles Ernstes Antonie nicht schön, wohl gar häßlich, und Aeltern sehen doch mit den Augen der Vorliebe. „Wie?" dachte sie, „solltest du dich vielleicht, sollten sich viele Andere geirrt haben; Antonie wäre nicht schöner als du, vielleicht weniger schön. Der Aeltern Ausspruch ist untrüglich. Was ist auch Schönheit ohne Geist, ohne Grazie! Aeltern haben darin ein sicheres Urtheil, weil sie gegen ihr eigenes Gefühl, gegen ihr Interesse sprechen müssen, wenn sie ihre Kinder selbst für unschön halten und erklären: Sie ist

nicht schön; — du warst eine Thörin, weil es einige Geblendete sagten, und sahst mit ihren Augen. Mir aber sagten die Aeltern, zwar nicht ich sei ein schönes, aber ein sehr hübsches Mädchen. —

„Gib Dich zufrieden," nahm sie wieder das Wort, als sich Antonie ausgeweint, „gutes Kind! Du bist freilich nicht so hübsch wie ich — daran ist zum Theil auch Deine einfache Kleidung, der Mangel an Tournure und die Unsicherheit in Deinem Wesen schuld; aber Du bist auch nicht häßlich — man kann Dich beinahe hübsch nennen, und dann haben viel häßlichere Mädchen — ich könnte Dir hunderte nennen — Männer bekommen, wenn sie nur brav und gebildet, geistreich und witzig waren. Man muß sich nur getreu machen; Du mußt ungezwungener, lebendiger, so wie ich, sein. Freilich — in dieser Einsiedelei wirst Du's nicht. Du mußt mehr in Gesellschaft, auch in die der Männer kommen; da lernt man Sicherheit — man lernt seine Kräfte kennen. — Freilich, mit der Gouvernantenstelle ist's fatal; da bin ich besser daran, weil meine Aeltern reich sind. Aber das thut nichts. Gib Dich nur

zufrieden; Du kannst doch einen Mann bekommen — hörst Du. Es muß kein Engel und kein Graf sein. — Jetzt aber trockne Deine Wangen; es ist schon spät, wir müssen nach Hause."

So bohrte sie dem armen Kinde den Stachel immer tiefer in die Brust; nicht sowohl aus Schadenfreude, sondern aus befriedigter Eitelkeit. — Sie blieb diesen Abend bei Tische in Brauer's Familie, und da sie die beiden Alten lebhaft unterhielt, Antonie auch immer geschäftig hin und her gehen mußte, bemerkten diese die neuere Niedergeschlagenheit ihres Kindes nicht. —

Von der Magd geholt, ging sie erst spät nach Hause — tausend Gedanken durchkreuzten ihren Kopf. Vor dem Auskleiden stand sie eine geraume Zeit vor dem Spiegel und betrachtete sich mit Wohlgefallen. Sie löste ihr reiches Haar, ließ es bald in langen Locken über Brust und Schultern fallen, nestelte es wieder auf, scheitelte es, flocht es in Zöpfe und legte es so in die mannigfachsten Touren, je nachdem ihr die eine reizender, kleidsamer schien als die andere. —

Antonie auf ihrem Schlafstübchen sah diesmal nicht in den Spiegel; aber während des Auskleidens sagte sie: „Fränzchen ist doch ein gutes Mädchen; sie sprach ja, ich sei beinahe hübsch zu nennen, also nicht ganz häßlich. Und wenn es auch wäre, so ist dies ein Unglück, das ich unverschuldet trage. Gott schickt ja Glück und Unglück, wie seine Weisheit es für gut findet. — Der arme Mensch, den sie heute schalt; — ich könnte ihm beinahe gut sein, weil er häßlich, weil er unglücklich ist. — Dafür will ich ihn von nun an recht freundlich grüßen. Wäre er schön, wer weiß, ob er so höflich wäre. Gute Nacht!"

Sie träumte beinahe die ganze Nacht von dem Manne mit dem bärtigen Gesichte. Immer erschien er ihr als ein guter Mensch, der ihr recht wohl wollte, ihr sogar Wohlwollen einflößte.

Der Sommer verging; die Zeit linderte den Schmerz in Antoniens Brust. Sie lernte sich darein fügen, für häßlich zu gelten.

Da kam eines Nachmittags im September Fränzchen früher als gewöhnlich. Antonien nur flüchtig grüßend, schmeichelte sie ihrem Vater die Erlaubniß ab, die Freundin heute in die Kunstausstellung mitnehmen zu dürfen, zu welcher sie zwei Eintrittskarten erhalten hatte. Die ganze Stadt sprach von der diesjährigen Kunstausstellung; Werke fremder, wie vaterländischer Künstler lockten zu allen Stunden des Tages eine zahllose Menschenmenge in die Säle des Schlosses. Vor Allem aber pries man das Werk eines einheimischen Künstlers, das unter dem Titel: „Die Mädchen von Scio" alle andern verdunkelte. Flammberg hieß der Künstler, der über alle seine — und darunter viele berühmte — Nebenbuhler den Sieg davongetragen. —

Vater Brauer gab seine Einwilligung, die Mädchen nahmen ihre Hüte und eilten fort. —

Eine kunstandächtige Menge wogte durch die Säle: Künstler, Kunstkenner Ignoranten, Gefühlsmenschen, Elegants, Modedamen im bunten Gemisch.

Dicht gedrängt stand die Menge vor dem Musterbilde und ergoß sich in Ausdrücken der Bewnnderung, des Entzückens über das Meisterstück.

Das Bild zeigte auf einem Felsvorsprung, dessen niedere Partieen sich weich, wie zu einer Rasenbank, abdachten, zwei Frauengestalten in neugriechischer Tracht. Jene zur Linken, erhöhter sitzend, blickte, das wunderschöne Antlitz mit dem edelsten Profile im seelenvollsten Schmerze niedergebeugt, auf die Andere, die, auf einem niedern Felsstück halb liegend, das Haupt auf den Schooß der Freundin oder Schwester gedrückt hatte. Man sah nicht das Antlitz, nur das gelöste reiche Haar und den blendenden Nacken; aber aus der ganzen gebeugten Stellung, aus der Art, wie sie mit ihrer Hand die Hand der Freundin gefaßt hielt, sprach ein so unnennbarer Schmerz, sprach eine Verzweiflung, wie sie die Mienen, wäre das Antlitz sichtbar gewesen, kaum hätten ausdrücken können. Im Hintergrunde war nichts sichtbar als ein Theil des ruhigen Meeres und der tiefblaue, durchsichtige Himmel des Südens, der die

Gestalten in ein magisches Licht stellte. Immer aber kehrte das Auge wieder zu der so schweigsamen, so passiven, und dennoch so beredsamen Gruppe, die einen gewaltigen, nur zu ahnenden Schmerz, der doch nur der Schmerz der Liebe sein konnte, sprach. Und jeder Mensch floß über im Lobe der Schönheit des sichtbaren Antlitzes, in dem so wahren, innigen Ausdrucke der seelenvollsten Theilnahme, eines Mitleides, das trostlos den Trost zu vermeiden schien, um den Stachel nicht tiefer in das durchbohrte Herz zu drücken. —

Franziska hatte sich weiter vorgedrängt, betrachtete das Bild nur flüchtig, weil sie dessen tiefe Bedeutung zu fassen nicht fähig war, und eilte bald wieder nach den nächsten Sälen vor die grelleren, mit mehr Figuren überladenen Bildern und Portraits. Hier trat ihr mehr Leben, mehr Handlung, mehr Sprache entgegen. — „Sehr hüsch!" sagte sie beim Vorübergehen zur Freundin. —

Endlich gelangte Antonie zum Anschauen des Gemäldes. „Mein Gott!" hauchte sie leise und

drückte die Hand an die Brust, obgleich das Herz zu stocken schien — „wie ist mir denn?“ — Das Gesicht schien ihr bekannt. — „Wem mag es ähnlich sehen?“ — Ihre Augen umflorten sich — sie sann, sie dachte nach. Sie sah wieder empor — immer sprechender, immer wahrer trat ihr die Aehnlichkeit entgegen. Dies Gesicht — es war ihr Abbild! — Aber sie glaubte es nicht, sie wollte, sie konnte es nicht glauben. — Sie, die Häßliche, erröthete bei dem Gedanken, dieses Gesicht, das man als Ideal der Schönheit pries, könnte ihr gleichen. Das war ein Blendwerk; sie träumte, ihre Phantasie spielte ihr einen bösen Streich. — Jedes Wort, das über die Schönheit des Antlitzes gesprochen wurde, machte sie erbeben. — „Du bist nicht so bleich,“ meinte sie, „und das Haar dort ist viel dunkler — du bist eine Thörin!“ — Sie suchte von dem Bilde, das ihre Sinne verwirrte, loszukommen; sie drängte sich hinweg. Noch einen flüchtigen Blick mußte sie hinwerfen. Es war wirklich so, als wenn sie sich im Spiegel besähe. —

Sie zitterte vor Franziska, wenn dieser vielleicht auch diese Aehnlichkeit auffallen sollte, und beschloß, sie von diesem Saale fernzuhalten.

„Stell Dir vor!" rief Fränzchen, „weißt Du, wer das Bild dort, die Mädchen von Scio, um das sich alle Welt drängt und woran sich die Leute die Augen ausgaffen wollen, gemalt hat? Rathe einmal! — Jener wilde, bärtige Mensch von unserer Promenade, der ungebildete Bär, denke Dir, dieser ist der Maler Flammberg."

„Siehst Du, Fränzchen," versetzte Antonie, und ein Gedanke durchblitzte sie, der ihr die Purpurröthe ins Gesicht trieb, „welch' ein geschickter Mann das ist! Alle Welt feiert und rühmt ihn, und Du hast so verächtlich von ihm gesprochen!"

„Meinetwegen mag es ein Meisterwerk sein; ich muß es glauben, weil's die Leute sagen. Aber komm mit mir — ich will Dir ganz andere Sachen zeigen; dort die Schlacht — dort jene Ritter — hier die schönen Offiziere in den blanken Uniformen, und die Herzogin im Krönungsstaate — die Jungfrau von Orleans mit der Fahne! O!

das sind Bilder, daran kann man sich nich satt sehen."

Antonie betrachtete diese Herrlichkeiten alle flüchtig, zerstreut; mächig zog es sie zu dem Einen Bilde wieder zurück, sie wollte Gewißheit haben; aber sie zitterte vor der Freundin. —

Endlich war Alles besehen — es dunkelte bereits. Durch den Saal aber mußte der Rückweg genommen werden. — Fränzchen ging theilnahmlos an den „Mädchen von Scio" vorüber — Antonie konnte nur einen flüchtigen Blick hin werfen, denn die Freundin zog sie rasch fort. Von Westen brach noch heller Tag durch das Fenster herein; zwei elegant gekleidete ältliche Herren standen in der Brüstung desselben. Plötzlich stieß der Eine den Andern heftig an — dieser faßte nach seiner Lorgnette. — Antonie war schon vorüber. „Frappant!" hörte sie eine Stimme der Verwunderung hinter sich erschallen. —

Sie nahm am Schlosse Abschied von Franziska und flog nach Hause. Hier machte sie sich sogleich auf ihrer Stube etwas zu schaffen. Ihr erster

Blick war in den Spiegel. Ihre vom Gang geröthete Wange erblaßte. — „Mein Gott!“ sagte sie zitternd, als entdeckte sie ein Unglück, „ich habe doch einige Aehnlichkeit mit dem Bilde. Und die Menschen alle fanden es so schön und mich — und mich. — Ach, ich muß wohl bezaubert sein.“

Beim Abendtische war sie bald sehr zerstreut, bald wieder sehr aufgeregt. Von der Kunstausstellung sprach sie wie von Wunderwerken, wie von einer neuen Welt, die ihr aufgegangen. Der Vater belächelte das enthusiastische Kind, das ihm in dieser Beweglichkeit der Phantasie noch nicht vorgekommen, und streichelte ihr die schöne Wange. —

Vor dem Schlafengehen starrte sie noch einmal in den Spiegel. Ihr Antlitz war sich gleich geblieben. Aber, ob sich das Bildniß wohl verändert hätte, ob ihr die Phantasie, die Aufregung in dem heißen Saale nicht einen Streich gespielt? Tausend Zweifel marterten sie. Hätte sie das Bild nur hier neben dem Spiegel gehabt. Ihr fiel wieder der Maler, der ihr so oft begegnete, sie stets so anstarrte, ein. — Aber sie hatte ihm nie gesessen —

und dann klang ihr wieder des Vaters Wort: „sie ist nicht hübsch,“ und Fränzchens Bestätigung dieses Ausspruches: „häßlich bist Du nicht,“ in die Ohren. Und dort die Leute sprachen von Schönheit. — Ach, sie nannte sich zehnmal eine Thörin, sie schalt sich eingebildet und suchte endlich erschöpft, von Hoffnung und Angst gepeinigt, ihr Lager.

Dem Maler aber ward sie doppelt gut, weil er ein Bild, das — das alle Welt anstaunte und belobte, trotz seiner struppigen Haare und trotz des schwarzen Gesichtes, geschaffen hatte.

Sie entschlief mit dem festen Vorsatze, koste es, was es wolle, das Bild noch einmal, und bei ruhigerem Blute, zu besehen.

— Aber am folgenden Morgen wurde der Vater unpäßlich, vierzehn Tage lang mußte ihn die treue Tochter pflegen, und so trat allmälig auch das Bild in den Hintergrund und — ward endlich vergessen. In der Zwischenzeit kam einmal Fränzchen. — Antonie hatte gerade ein neues braunes Merinokleid an. Franziska hatte daran

in Schnitt und Farbe allerlei auszusetzen und platzte in Eifer im die Worte aus: „Darin siehst Du recht häßlich aus."

Antonie erröthete; doch Fränzchen fuhr, dies nicht bemerkend, fort, indem sie den Shawl abwarf: „Sieh hier das meine — sitzt es nicht wie angegossen und ist nicht einmal ganz neu!"

In der That war es in Stoff und Farbe eleganter und war knapp angeschmiegt; die gewandte Hand der Schneidermamsell hatte einzelne Partieen zu heben gewußt, und so umfloß das Gewand recht graciös den schlanken Gliederbau des Körpers, dessen hervortretende Ecken sorgfältig gerundet waren. —

Antonie hatte wieder einen verdrießlichen Abend und mochte an das Bild gar nicht mehr denken.

Der Maler Flammberg sprang die Marmortreppe zum Kunstsaale hinauf. Im Corridor rannte er an einen eleganten, schlankgewachsenen, schönen Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren.

„Vergebung,“ sagte er, unterbrach sich aber sogleich und schrie freudig auf: „Herr Ehrlich! Sind Sie endlich da! — O wie habe ich mich auf Sie gefreut. Ohne meinen Freund war mir mein glänzender Erfolg nur ein halber Erfolg!“

„Ich kam erst gestern,“ versetzte der junge Mann und schüttelte dem Maler die Hand. „Mein erster Gang war hierher; zwei Stunden weilte ich vor Ihrem Wunderbilde, das diese Hallen geheiligt hat, und wollte jetzt hinaus ins Freie, um die Empfindungen und Gefühle, welche mich durchzittern, zu ordnen. — Ich bin stolz, Sie meinen Freund zu nennen, und jetzt herzlich froh, daß ich Sie nicht auf Ihrem Atelier besuchte, als Sie an Ihrem Bilde arbeiteten. Dieser Hochgenuß, dieser Totaleindruck wäre zwar nicht verringert, aber vereinzelt worden.“

„Bitte,“ rief Flammberg, „kommen Sie nur noch ein Paar Minuten herein; — ich muß dem Castellan einige Worte sagen. Es ist auf das Bild schon ein Gebot geschehen; aber unter 150 Louisd'or gebe ich's nicht her. Ist's ja doch ein

Stück meiner Seele! — Dann können wir noch ein Weilchen plaudern, wir haben einander doch so Mancherlei zu erzählen."

Während Flammberg den Castellan suchte, stellte sich Ehrlich noch einmal vor das Bild und heftete beobachtend seine geistreichen Augen darauf.

„Eine Frage!" sprach er, als Flammberg bald wieder zurückkehrte: „Liegt der Idee Ihres Bildes, die man als Schmerz unglücklicher Liebe ahnt, vielleicht ein Ergebniß der Wirklichkeit zum Grunde?"

„In der That," versetzte der Maler — „mir gebührt nur die Situation und ihre Veranschaulichung. — Folgen Sie mir in den Corridor — hier ist's ohnedies so schwül — ich kann Ihnen etwas davon erzählen, wie ich's aus dem Munde eines alten Kunstbruders, der Italien und Griechenland Jahre lang durchzogen, vernommen habe." —

Zwischen den Säulen des Corridors auf- und abwandelnd, erzählte der Maler Folgendes:

„In Arvisa auf Scio lebten zwei Schwestern,

Töchter eines reichen Griechen, Beide engelschön; die ältere, Theodora, zur Jungfrau erblüht, die jüngere, Helena, kaum der Kindheit entsprossen, eine aufgesprungene Rosenknospe. Für Beide hatte der ehr- und geldsüchtige Vater schon die Gatten erwählt, und die Töchter blickten, in ihr Geschick sich ergebend ruhig in die Zukunft. — Theodora's frohes, unbefangenes Wesen veränderte sich plötzlich ganz sonderbar — sie war unstätt, zerstreut, oft freudig aufgeregt, dann wieder in Betrübniß versunken, ohne daß Helena den Grund dieses Wechsels erforschen konnte, der dem weiblichen Auge des kindlichen Wesens eher bemerkbar wurde, als jenem des in seine Handelsspeculationen vertieften Greises. Es war, wie Sie sich denken können, nichts Anderes als die Liebe."

„Theodora hatte im Hafen einen jungen Griechen von der nahgelegenen Insel Psyra kennen lernen, der bald ihr Herz eroberte. Jetzt erst erschien ihr der Gedanke an die Verbindung mit einem andern fremden Manne schrecklich! — Die Liebenden sahen sich heimlich im Hause der Ver-

wandten des jungen Kaufmanns, liebten, schwärmten, klagten, bauten auf die Zukunft und versanken wieder in Hoffnungslosigkeit, da keine Aussicht vorhanden war, der reiche, stolze Chiote werde seine Tochter dem armen Oelhändler von dem Inselneste Psyra geben. Zudem rückte der Zeitpunkt heran, wo Theodora's Bräutigam von Smyrna ankommen sollte, sie als Gattin heimzuholen. In ihrer Trostlosigkeit beschlossen die Geliebten gemeinschaftliche Flucht. Dies war der Zeitpunkt, in welchem sich Theodora's Wesen, von der Schwester beobachtet, immer räthselhafter gestaltete. Ohne Veranlassung fiel sie ihr oft um den Hals, weinte bittere Thränen, lächelte dann wieder sanft und geberdete sich wie eine Fieberkranke. Auf alle Fragen nach dem Grunde eines solchen Betragens erhielt Helena keine oder eine ausweichende Antwort, der man das Unwahre anmerkte."

„Der Tag der Flucht war gekommen. Theodora sonderte sich während desselben von der Schwester ab, verschloß sich in ihr Gemach, wühlte in ihren Schränken, blickte öfter nach dem Stande

der Sonne und verließ unter dem Vorgeben, eine kranke Verwandte zu besuchen, das Haus, nachdem sie die Schwester noch einmal unter Thränen geküßt hatte. Helena gebot eine innere Stimme, ihr zu folgen; aber die Veranlassung des späten Ganges leuchtete ihr ein und ein Grund zum Mißtrauen war nicht vorhanden. — Zudem fand Helena, da der Vater in Geschäften fern war, Gelegenheit, mit ihrer Dienerin, verkleidet, gleichfalls einen heimlichen Gang zu thun; denn das holde Mädchen liebte ebenfalls, nur war ihre Neigung noch kindlicher und unbefangener, als die Leidenschaftsgluth Theodora's, welche der Widerstand zur Flamme emporgeweckt. — Helena war früher zu Hause als Theodora; kurz vor Mitternacht kam diese verstört und bleich zurück. Sie warf sich auf ihr Lager und weinte die ganze Nacht. Auf alle sorgsamen Fragen der Schwester antwortete sie durch Seufzer und Worte des tiefsten Seelenschmerzes. Am folgenden Abend wieder derselbe geheimnißvolle Gang. Wieder kehrte Theodora erschöpft und verstört zurück. — Dies wie-

derholte sich acht Tage hintereinander. Zum Glücke konnte dieses Alles unbemerkt geschehen, da der Vater immer noch in Geschäftsangelegenheiten fern war. — Theodora, von getäuschter Hoffnung und Trostlosigkeit gefoltert, löste sich in ihrem Schmerze auf. — Georgiades, der Geliebte, war nicht gekommen. Entweder war er todt oder — treulos! Das Mädchen verwelkte, wie eine wundgeritzte Blume. Doch hatte sie noch immer kein Wort des Geständnisses für ihre besorgte, liebevolle Schwester. Da — eines Abends raffte sie sich, wie von einem kräftigen Gedanken beseelt, auf und bat Helena mit zärtlichen Worten, sie in eine Bucht des Vorgebirges Meläna zu geleiten, welche sie ihr bezeichnen wollte. Auf der Schwester Arm gestützt, wankte das bleiche, vernichtete Mädchen hinaus; denn die Schreckenskunde war erschollen, daß binnen vier Tagen der Vater mit dem bestimmten Bräutigam heimkehren sollte. — Dort auf einem Vorsprung setzte sie sich an der Schwester Seite nieder und starrte lange lautlos in die ruhige See hinaus; endlich brach sie in heftiges, krampfhaftes

Weinen aus. Auf tausend Bitten und Schmeicheleien Helena's, gestand sie dieser endlich ihre Liebe, ihre Trostlosiigkeit. — „Arme Schwester," klagte Helena, „da ich weiß, daß die Liebe solche Schmerzen bereitet, dann will ich ihn auch nicht mehr lieben." — „Liebst Du auch?" fuhr Theodora auf, „und ist er treu? Denn Eines ist falsch. Entweder Er oder das Meer, das ihn verschlungen." — „Fahre hin!" sagte Helena und zog aus ihrem Busentuche einen mit Perlen durchflochtenen Ring und warf ihn in den Sand. Theodora stürzte auf den Ring zu. „Von wem hast Du den Ring?" kreischte sie. — „Von ihm, meinem Geliebten," versetzte Helena unbefangen. „Es ist sein Ring!" schrie Theodora auf — „und wie heißt er?" — „Georgiades von Psyra — er wollte mich zur Flucht bereden." — „Heiliger Gott, er ist's!" schrie Theodora, und ihr Haupt sank auf den Schooß der Schwester." —

— „Dies ist der Moment, welchen ich in meinem Bilde wiederzugeben mich bemüht habe." —

„Und es war wirklich so. Der schlaue, flatter-

hafte Grieche hatte einige Tage vor seiner mit Theodora beabsichtigten Flucht Helena kennen lernen. Sie war jugendlicher, schöner als die frühere Geliebte; ohne zu wissen, daß sie deren Schwester sei, gestand er ihr seine Liebe. Das unbefangene Mädchen ließ sich seine Huldigungen gefallen, verbarg ihm aber aus kindlicher Scheu und Angst, daß sie die Tochter des Hadschi-Christophor sei. Links vom Hafen, in einem entlegenen Wäldchen von Mastixbäumen, hatten sie ihre Zusammenkünfte. Eine verschwiegene Dienerin, die sie begleitete, hielt Wacht. Während der Treulose hier mit Helena koste, eilte allnächtlich Theodora rechts vom Hafen nach dem Vorgebirge in die wohlbekannte Bucht hin, wo er ihrer mit seiner Barke zu harren versprochen hatte."

„Nachdem sich der Schmerz in Theodora's Herzen ausgetobt, gehorchte sie den Bitten und Drohungen ihrer Schwester, die bestimmt erklärte, sich, als die Urheberin ihrer Leiden, zu ihren Füßen zu erdolchen, und ließ sich von dieser nach Hause geleiten. — Mit Mühe wurde sie auf das Lager

gebracht; — sie schien auchzu entschlummern; nach Mitternacht aber, als die See hohl ging, sprang sie vom Lager auf, indem sie rief: „Er ist's — ich höre seinen Ruderschlag!" und stürzte halb angekleidet aus dem Hause hinaus ins Freie. — Erschreckt und hilferufend folgte ihr Helena; aber die Wahnsinnige war schneller und behender als sie, sie kannte die steilen Pfade zur Bucht besser. — Und als endlich die Strandbewohner, aus dem Schlafe aufgescheucht, mit Fackeln und Leuchten herbeieilten, schwamm die schöne Leiche im Meere." — —

— — „Und was meinen Sie," fuhr nach einer Pause der Maler lächelnd fort, „war die Cadenz der tragischen Symphonie? — Der Vater kam mit dem erwarteten Bräutigam, beweinte sein Kind, fluchte dem Verführer alle Donner des Himmels auf das Haupt — tröstete sich endlich und gab dem Bräutigam aus Smyrna, da der Handel einmal abgeschlossen war, seine zweite Tochter zur Frau. — So hat mir mein alter Landschaftsmaler die Historie erzählt." —

„Stoff zu einer interessanten Novelle," versetzte

Ehrlich; „jetzt aber noch eine Frage, die vielleicht indiscret erscheint. Ist das Gesicht der Einen Figur, der Helena, Ideal oder Portrait?"

„Portrait!" versetzte der Maler, „ich hab' es mir aus der Wirklichkeit gestohlen."

„Vielleicht Ihre Geliebte?"

„Meine Geliebte?!" lachte der Maler laut auf und fuhr pathetisch fort. „Meine Geliebte ist dort unten, weit über den schneeigen Gletschern, weit über den banditengespickten Appenninen, in der heiligen Roma, wo die Götterbilder stehen, mir entgegensehen! — Die Frauenzimmer sind nur Kunstgegenstände für mich. Meine Geliebte! ha ha ha!

— Das rauhe Schicksal treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort,
Kann treue Liebe nicht bewahren" —

intonirte er mit furchtbarer Baßstimme, daß die hohen Spiegelfenster zitterten.

„Aber wer? wo ist das Götterkind?" stürmte Ehrlich, und flammende Röthe malte sich auf seinen Wangen.

„Kaum tausend Schritte von hier."

„Wie, in unserer Stadt? hier sollte ein so schönes Kind wohnen und ich weiß nichts davon?“

„Hab's auch nur durch Zufall entdeckt,“ versetzte Flammberg lächelnd —; „hinter der Mauer am Paulsthore, wo der Stadtgraben fließt, insofern ein stinkender, mit Weiden drapirter Tümpel fließen kann, steht ein Häuschen, und drinnen wohnt sie. Mich führte der Zufall einmal hin; ich wollte mir den Sonnenuntergang in hiesiger flachen Gegend durch eine Schießscharte besehen und schlenderte auf dem Weidendamme dahin; da kamen mir kichernd und strickend zwei Mädchen entgegen, und Eine davon ist sie. — Seit dem Tage dieser Entdeckung wandelte ich wohl funfzigmal da auf und ab, häufig freilich vergebens — bis ich das Bild hatte.“

„Und wie heißt der Engel?“ stürmte Ehrlich.

„Den Vornamen weiß ich nicht; aber so viel, daß sie die einzige, eheleibliche Tochter eines pensionirten Rechnungsrathes Brauer und seiner Ehefrau ist.“

„Können Sie mich dort nicht einführen, liebster Flammberg?“

„Nein!“ lachte der Maler; „denn Sie wissen, daß ich mit Pinsel und Farben besser umzugehen weiß, als mit Frauen. Wie gesagt, sie sind nur Objekte der künstlerischen Darstellung für mich.“

„Thut nichts, lieber Flammberg,“ unterbrach ihn Ehrlich; „leben Sie bis auf Weiteres wohl und gewähren mir vorerst noch eine Bitte: verfügen Sie nicht über Ihr Gemälde, bis morgen Nachmittags.“

„Zugestanden!“ rief Flammberg und schlug in die dargebotene Hand. —

Ehrlich verließ die Galerie. —

Eine Stunde später pochte Ehrlich an die Thür des Rechnungsrathes. Vater, Mutter und Tochter waren hier versammelt. — Ehrlich, der Weltmann, mußte sich gewaltsam fassen, als er das Mädchen sah. Sie war es — nur noch schöner, blühender, lebenquellender als jene Helena.

„Entschuldigung,“ begann er, „ich habe vernommen, daß hier der Herr Rechnungsrath Brauer

wohnt, und wollte mir die Frage erlauben, ob Sie vielleicht vor Zeiten in Heidelberg mit einem gewissen Adam Ehrlich studirt haben."

„Adam Ehrlich!" versetzte Brauer, und zog sein Käppchen, „ei freilich, war lange mein Stubenbursche, eine fidele, aber durch und durch redliche Seele. Er kam später in **sche Dienste, und seitdem haben wir — wie das nun so im Amte und bei weiter Entfernung geschieht — nichts von einander gehört."

„Es war mein Vater," entgegnete Ehrlich, „ich bin sein einzig hinterlassener Sohn, Eduard, und da mir jede Erinnerung an ihn heilig ist, so drängte es mich, als ich erfuhr, daß Sie hier lebten und wahrscheinlich derselben seien, von dem der Vater oft mit Liebe und Herzlichkeit gesprochen, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Viel Ehre — sehr dankbar!" sprach wohlwollend Brauer. — „Bitte, Platz zu nehmen."

— Antonie schob dem Fremden einen Stuhl hin und erröthete, als er ihr dankend in die Augen sah. Beinahe hätte auch ihn die Fassung verlassen.

„Sie sind wohl schon geraume Zeit hier?“ fragte Brauer.

„Zwei Jahre — seit ich von einer Reise zurückkehrte.“

„Hoffentlich angestellt? oder Expectant? Es geht jetzt verdammt langsam. Lange Jahre studiren, lange Jahre practiciren, referiren, assessiren — und was kömmt dann heraus? Ein ärmliches Aemtchen.“

„Das ist's nicht, wornach ich strebe,“ entgegnete Ehrlich; „ich lebe unabhängig und gedenke es zu bleiben. Mein Vater hat mir ein bedeutendes Vermögen hinterlassen; ich habe viermal mehr als ich brauche, und so habe ich den Entschluß gefaßt, Nichts zu sein.“

„Sehr bequem freilich,“ lächelte Brauer; „aber nehmen Sie mir's nicht übel — Ihr Herr Vater wird Ihnen erzähl haben, daß ich stets ein Kerl war, der Jedem die Wahrheit sagte, wie's ihm ums Herz war. — Es bedünkt mich doch, daß es bei solcher Jugend Schade ist um die Zeit und die Studia und das Geld, welche sie gekostet, wenn man seine Kräfte, das Erlernte, nicht zum Besten der Menschheit

cultivirt, das will sagen, nützlichen Gebrauch davon macht. Wie gesagt, nehmen Sie's einem alten Studienkameraden Ihres Vaters nicht übel."

Antonie erblaßte und senkte das Köpfchen tiefer auf ihre Arbeit, als sie den Vater sich so derb und rücksichtlos gegen einen fremden, vornehmen Herrn äußern hörte.

Ehrlich lächelte. „Sie haben Recht, Herr Brauer, das Sie den Müssiggang schelten — auch ich hasse ihn."

„Ha, ha!" lachte Herr Brauer, „verstehe wohl, Herr Sohn meines ehemaligen Commilitonen, was die jungen, reichen Herren heut zu Tage Beschäftigung nennen: Concerte, Theater, Assembleen, Ergötzlichkeiten der feinen Welt und dergleichen."

„Verzeihung," unterbrach noch immer lächelnd Ehrlich; „die Ergötzlichkeiten der feinen Welt habe ich schon seit einem Jahre gemieden, nicht aus Grundsatz, denn das wäre in meinem Alter eine affectirte Philosophie; sondern weil sie mich nicht ergötzten, nicht befriedigten, weil sie mich leer ließen. — Ich habe meine Studien vollendet; ich glaube auch, daß

ich etwas gelernt habe: aber ich habe kein Amt gesucht, weil ich keinen Andern, keinen Bedürftigen, die Stütze armer Aeltern, Keinen, der da mühselig die schwierige Laufbahn durchgangen, verdrängen, Niemandem sein Brot rauben wollte; denn wie gesagt: ich habe zu leben! — Ich liebe Kunst und Wissenschaft — fühle aber zugleich in mir, daß ich es in keiner zu einer bedeutenden, dem Menschenwohl ersprießlichen Höhe bringen würde. Was soll ich also Andere in der Arena bedrängen? Kunst und Wissen sind mir geistige Erholung, Bedürfniß; ich nehme sie dankbar genießend in mich auf, ohne davon Profession zu machen. — Sie werden noch immer sagen: das ist doch nur Müssigang! — Nicht so ganz; denn ich habe doch so mancherlei Beschäftigungen, welche die Zeit in Anspruch nehmen. So bin ich z. B. Armenpfleger in unserm Viertel, Cassirer des Waisenhauses, Vormund von circa zwanzig armen Pupillen, Curator einiger hochbetagten Witwen, Inspector unserer Löschanstalten, Secretair der städtischen Hospitaldeputation und dergleichen mehr. Dies sind zwar keine besonders einträgliche Posten —"

„Aber um so ehrenvoller!“ unterbrach ihn der Alte, sein Haupt entblößend und aufstehend. „Allen Respect vor Ihnen, Herr Ehrlich; Sie sind ein braver, redlicher Mensch, Ihres braven Vaters würdiger Sohn! Verzeihen Sie mir, daß ich Sie gekränkt, und erlauben Sie mir, daß ich Sie umarme.“ Die Thränen traten dem armen Manne in die Augen.

„Vom Herzen gern!“ rief selbst gerührt Eduard und drückte den Greis an seine Brust. — Madame Brauer schüttelte ihm verlegen die Hand — Antonie aber huschte unbemerkt zur Thür hinaus; sie wollte es nicht merken lassen, daß ihr eine Perle über die Wange lief.

„Mir altem Kauz,“ fuhr Brauer fort, „müssen Sie das nicht übel deuten, wenn ich die Welt mit meinen Augen ansehe. Ich habe die Herrchen von Ihrem Alter und Vermögen beobachtet, und sie waren fast alle so, wie ich Ihnen bemerkte. Begreifen konnt' ich's nicht; denn — wenn's mit den Augen noch fort wollte, so möchte ich gern noch etwas erwerben. Vierzig Jahre in der Rechnungskammer,

das macht schachmatt. Und für mein Kind hätte ich gern etwas zurückgelegt, und für meine Alte da, wenn ich einmal die Augen zudrücke. Darum ergrimmte es mich immer, wenn ich den leidigen Müssiggang sah, wie der das Geld in Pferden und Equipagen verpraßt." —

„Nun, liebster Herr Rechnungsrath," sagte Eduard aufstehend, „da Sie mich für einen braven Menschen halten, so erlauben Sie mir auch, dem Sohne Ihres Stuben- und Tischkameraden, daß ich Sie öfter besuchen darf. Gern bliebe ich länger; aber ich muß zur Prüfung ins Taubstummen-Institut."

„Von ganzem Herzen, zu jeder Stunde sollen Sie uns willkommen sein."

„Es wird uns freuen, so oft Sie uns beehren," sagte Madame Brauer; „wir hatten auch einen Sohn, der jetzt gewiß so groß und brav wäre wie Sie."

„Nun wohlan!" rief Eduard, „so betrachten Sie mich wie diesen Sohn! — ich komme recht oft — darauf machen Sie sich gefaßt, und dann schwatzen wir, Papa, von Ihren und des Vaters Studenten-

jahren, von den meinigen und wovon Sie sonst wollen. — Leben Sie wohl!"

Er ging. — Als er aus der Hausthüre bog, sah er, daß ein dunkelbelocktes Köpfchen vom Seitenfenster rasch zurückfuhr. —

„Aber, Mann!" sagte nach einer Weile Fassung Madame Brauer, „wir haben ihn nicht einmal gefragt, ob er verheirathet ist; ich meine — wegen der Frau Gemahlin, der wir unbekannterweise uns hätten empfehlen lassen können."

„Verheirathet?" versetzte Brauer, „warum nicht gar! dazu sieht er zu jung aus. Und dann hätte er auch davon gesprochen, wie er uns sonst ja Alles erzählt hat." —

— Der neue, interessante Freund bildete den ganzen Abend hindurch den Gegenstand des Gesprächs der Familie. —

Als sich Antonie des Abends allein befand, sprach sich für sich: „Wie glücklich er ist: so schön und reich und gut und klug! Ach, wer doch auch schön und reich wäre!" — Es zog sie mit Macht zum Spie-

gel; aber ein neuer Zweifel, die bittere Erinnerung, verdüsterte ihre Miene und sie suchte ihr Lager.

Eduard kam öfter. Die Familie saß gewöhnlich im Garten. Auch Fränzchen kam. Ihr gefiel der interessante, schöne Mann. Ihre Toilette wurde immer sorgfältiger, ihre Unterhaltung immer piquanter; man merkte es ihr an, wie sie einen Triumph feierte, wenn er ihr scheinbar allein Aufmerksamkeit schenkte, seine Huldigungen ihr darbrachte. — Sie wollte ihm gefallen! —

„Es wird ein Paar!" sagte Madame Brauer, so oft Eduard die interessante Fremde nach Hause begleitete; „freilich — sie hat Geld und er ist reich." —

Antonie aber weinte auf ihrer Stube, wenn sie allein war, und sprach: „Wie glücklich ist sie! Schön, reich und geliebt von ihm!" — Sie zog die Bettdecke über ihr Antlitz, damit die Magd, die nebenan in der Stube schlief, nicht ihr lautes Schluchzen höre. —

Eduard, der nun fast jeden Tag kam, machte sie so treuherzig, daß sie ihm so gut ward wie

einem Bruder, einem Freunde, wenn sie auch Fränzchen seinen Besitz nicht vergönnte. —

Sie saßen im Garten. Eduard sprach mit Franziska, die heute besonders reizend geschmückt war, über die letzte Oper. Die arme Antonie konnte nicht mitreden. Fränzchen entfiel eine Aster. Eduard hob sie auf und lobte die schöne Färbung der Blume.

„Gefällt sie Ihnen?“ fragte Franziska mit einem bedeutungsvollen Blick.

„Gewiß, mein Fräulein — und namentlich aus so schöner Hand, wie die Ihrige!“

Er zog sie in sein Knopfloch, wie ein Ordensband. — Antonie sprang plötzlich auf, rief nach der Magd, die im Hintergrunde des Gartens war, und eilte dieser nach. —

— Sie kam erst nach einer geraumen Weile zurück. — Eduard glaubte zu bemerken, daß eine zerdrückte Thräne in ihrer Wimper glänze. —

In diesem Augenblicke flogen die Schwalben, die sich schaarenweise auf dem alten Wartthurme zur Südreise gelagert hatten, auf und nahmen laut

schwirrend ihren Flug durch die hellblaue Luft. Eduard sprang empor und machte Franziska auf den geregelten, windschnellen Zug dieser Frühlings-boten aufmerksam. Ihm entfiel in diesem Augen-blicke die Blume — er und Fränzchen starrten zum Himmel empor, den scheidenden Vögeln nach; Antonie bückte sich, erfaßte die Aster und flog, abermals die Magd rufend, nach der hintern Seite des Gartens.

Vater Brauer kam und richtete einige Worte an Fränzchen. Diesen Umstand benutzte Eduard und ging zwischen den Rabatten und der Laube rasch Antonien nach. Er sah sie hinter einer Ecke, die Aster in der Hand, welche sie fest anblickte und dazu mit zorniger Geberde vor sich selbst sagte: „die Blume ist von mir — sie soll ihm die Blume nicht geben! Ich kann ihm selbst eine Blume geben!“

Sie ließ die Blume fallen und trat sie mit dem niedlichen Fuße in den Sand. —

— Eduard ging um die Ecke und sagte zu dem Mädchen, das bei seinem Anblick zitterte und

erbleichte: „Liebe Antonie! bitten Sie Ihre Mutter, daß ich heut Abend bei Ihnen hier zu Tische bleiben kann. Ich werde Ihre Freundin diesmal nicht nach Hause geleiten. Ihr Dienstmädchen kommt doch? — —"

„Sogleich! sogleich!" rief Antonie mit stockender Stimme und flog dem Hause zu.

Ihr trat Franziska entgegen, küßte sie und hauchte ihr leise in das Ohr: „Er ist in mich verliebt; hast Du es nicht gemerkt? Er wird bestimmt morgen um mich beim Vater anhalten!"

„Ja, ja!" stürmte Antonie und preßte die Hand auf das brechende Herz, und eilte weiter zur Mutter.

Eduard ließ sich in ein politisches Gespräch mit Vater Brauer ein, und als das Dienstmädchen kam, Fränzchen abzuholen, empfahl er sich ganz höflich, ohne Miene zu machen, das Geleite zu geben. —

Die Mutter ging in das Haus und der Rechnungsrath folgte ihr, um eine Flasche Rheinwein aus dem Keller zu holen. —

Eduard blieb mit Antonien allein im Garten. Die Sonne sank, purpurne Lichter schossen über die Baumgruppen, in einem magischen Lichte stand das engelschöne Mädchen vor ihm.

„Antonie!" sagte er und nahm ihre Hand; „Vater Brauer hat gesagt, ich sei ein guter Mensch. Sie glauben es wohl auch Antonie, weil es der Vater gesagt hat. Sie sind mir darum gut, Antonie! Nicht wahr? — Aber wären, oder könnten Sie mir nicht auch gut sein, weil ich nicht nur ein guter Mensch bin, sondern weil ich Ihnen noch sonst — noch sonst gefalle? — Ja, Antonie, bin ich Ihnen denn noch etwas Anderes als blos ein guter Mensch, vielleicht auch ein — lieber Mensch? Denn ich liebe Sie unendlich, Antonie!" —

Sie preßte seine Hand krampfhaft und sagte dann unter Thränen: „Sie sind — ja — ja —; aber sie verspotten mich. Wie können Sie so ein häßliches Mädchen lieben, wie ich bin. Und Fränzchen — !?" —

Schluchzend legte sie ihr Haupt auf seine Schulter.

„Häßliches Mädchen?" wiederholte Eduard

und lachte laut, indem er das reizende Kind mit beiden Armen umschlang. „Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Der Vater — der Vater — die Mutter…“ weinte Antonie und erzählte schluchzend den Inhalt des belauschten Gespräches, Fränzchens Bestätigung, ihre Zweifel, ihre Zurücksetzung.

Eduard lächelte abermals und sprach: „Antonie! man hat einen Scherz mit Ihnen getrieben. Sie häßlich? Sie, die ich ja schon im Bilde geliebt!?“

„In welchem Bilde?“ rief Antonie plötzlich laut auf und sah dem Geliebten fragend ins Angesicht. —

„Kommen Sie, Antonie! Sie sollen sofort die Wahrheit hören.“

Er nahm sie in seinen Arm und führte sie in das Haus. — Vater Brauer entkorkte so eben eine Flasche und die Mutter legte die Servietten auf dem Tische zurecht.

„Jugendfreund meines Vaters,“ sprach Eduard, die zitternde Antonie im Arme, „Sie haben gesagt,

Ihre Antonie sei ein häßliches Mädchen und würde keinen Gatten bekommen. Wenn sich aber doch ein Mann mit Vermögen, der ihre Zukunft sichert, ein Mann, welchen Sie selbst ehrlich, brav genannt haben, wenn sich ein Solcher, wenn ich mich als Antoniens Bewerber vorstellte, würden Sie —?"

„Um Gotteswillen!" schrie Madame Brauer und ließ eine Tasse Bouillon ihrer Hand entgleiten, „wer hätte das gedacht!" —

„Herr Ehrlich!" sprach der alte Brauer und zog sein Käppchen, „das Mädchen gefällt Ihnen, und das freut mich. Sie hat es nun bei Zeiten genug erfahren, daß sie hübsch ist. — Sagte man ihr's früher, wäre sie vielleicht eine Närrin geworden und hätte keinen so braven Mann, wie Sie sind, bekommen. — Ich segne Sie Beide, und auch Ihr braver, seliger Vater sieht wohlwollend herab auf diesen Bund. Denn mein Kind ist brav, Sie sind brav! Ich habe in meinen alten Tagen doch noch eine große Freude erlebt."

Madame Brauer weinte — der Vater umarmte den Bräutigam, an dessen Brust Antonie lag;

da ging die Thür auf, zwei Träger brachten einen Kasten.

„Nur hier herein!“ sprach Eduard und deutete auf die Putzstube, welche nach Westen lag; „an die Wand über dem Sopha!“

Eine Minute danach führte er Antonie und ihre Aeltern dahin. Purpurnes Abendlicht floß zu den Fenstern herein. — Antonie schlug die freudenthränen-feuchten Augen empor. — An der Wand hing das Preisgemälde: „die Mädchen von Scio!“

„Das bist Du,“ sagte Eduard und drückte den Brautkuß auf Antoniens Lippen. —

„Aber Herr Ehrlich,“ begann auf einmal der alte Brauer, „unser Mädchen ist noch Kind, sie ist noch zu jung — so zu sagen — ein Jahr — zwei Jahre müssen Sie warten.“

„Und die Ausstattung — bedenken Sie!“ fiel die Mutter ein. —

„Soll ich meine Antonie,“ fragte Eduard, „zwei Jahre auf Bälle führen, damit ihr hundert

Lassen zehntausendmal sagen, wie schön sie ist; soll ich denn Antonie als Ballmädchen heirathen?“

„Nein! Nein! sie hat es zeitig genug und gerade zur rechten Zeit erfahren, meine ich,“ rief Brauer.

„Wenn hier im Garten die Veilchen blühen,“ sprach Eduard, „ist Antonie meine Gattin. Vater, Mutter! — Ihr habt bei Gott keinen Undankbaren beglückt. Ihr sollt es nie zu bereuen haben. —“ —

Fränzchen machte keine Besuche mehr bei Antonien. Sie erzählte, die Falschheit einer Jugendfreundin, die im Stande ist, ihre Verlobung bis zum letzten Momente ihr zu verheimlichen, müsse mit Verachtung bestraft werden. —

[illegible] Augen.

„Nur hier herein!“ sprach Eduard und deutete auf die [illegible], welche nach Westen lag; [illegible] über dem Sopha!“

[illegible] führte er Antonie [illegible] purpurnes Abendlicht floß [illegible] Antonie schlug die freudeglänzenden Augen empor. — An der Wand [illegible] Mädchen von [illegible]

[illegible]

[illegible] „Aber Herr [illegible] alte Brauer, „unser Mädchen ist noch Kind; sie ist noch zu jung — so zu sagen — ein Jahr — zwei Jahre müssen Sie warten.“

„Und die Ausstatung — bedenken Sie!“ fiel die Mutter ein.

„Soll ich meine Antonie,“ fragte Eduard, „zwei Jahre auf Bälle führen, damit ihr hundert

Arabesken und Devisen.

Der Polterabend.

So heißt in Norddeutschland der Abend unmittelbar vor dem Hochzeitstage, an welchem sich Verwandte und Bekannte des Brautpaares im Hause der Braut versammeln, scherzhafte Komödien aufführen und passende Geschenke dem künftigen Ehepaare darbringen. Eine wohllöbliche Straßenjugend pflegt, wenn die Polizei nicht sorgfältig aufpaßt, bei dieser Veranlassung vor der Hausthür und auch unmittelbar an derselben ein Erkleckliches von altem Geschirr, respective Töpfe und Flaschen, zu zerschmeißen, wozu verschiedenartige Melodien theils gesungen, theils gepfiffen werden. —

Also mit Gepolter tritt das junge Paar in den Ehestand; bevor sie sich trauen, müssen sie sich etwas vorpoltern lassen, vermuthlich, daß

die Frau sich schon vorläufig an das spätere Gebrumme des Herrn Gemahls in der Ehe, und er umgekehrt an das Geschnatter der lieben Gattin — insofern es dergleichen gibt — bei Zeiten gewöhne.

Bei den Caraiben, einer honetten amerikanischen, wilden Völkerschaft, muß der Bräutigam, bevor er zur Hochzeit schreitet, stark zum Abführen einnehmen, stark schwitzen und schlechtschmeckende Medicamente verschlucken. Dies dient als Vorbereitung und Vorübung für einen künftigen guten Ehemann. Man will ihm dadurch vielleicht andeuten, daß er in der Ehe einen guten Magen haben muß, daß ihm die Frau die Hölle — so zu sagen — ordentlich heiß machen wird, und daß er manches Bittere zu schlucken bekommen dürfte.

Dieses findet aber in Europa nicht Statt, weil da die Frau, vom Altare an bis — zum Scheiden blos trachtet, ihrem Manne das Leben zu versüßen. Darum gleicht die Ehe einem Bienenkorbe, wo Fleiß und regsame Thätigkeit herrscht und immerwährend Honig von den Lippen der

Frau träuft — sollte es auch, wie bei den Bienen, ohne Gesumme nicht abgehen.

Wenn wir die Ehe mit dem Theater vergleichen, so wird der Mann in seinen spätern Jahren ein polternder Alter, die Frau aber eine Soubrette, die vor lauter Gutherzigkeit nichts auf der Zunge behalten kann. In diesen Jahren entwickeln sich die großen Rednertalente der Frauen, ihre scharfe Logik, gewandte Controverse, ihre dialektische Ueberlegenheit, welche es sehr bedauern lassen, daß man sie bisher noch immer vom Landtage ausgeschlossen hat.

Vor der Hochzeit, also noch am Polterabend, gleicht die Frau einer langsam, sacht und sanft dahinsegelnden Schebecke, nach derselben aber einem schnellsegelnden, hochbeflaggten Dreimaster, der nach Befinden auch ein Kriegsschiff wird und deshalb Geschütz von verschiedenem Caliber, als z. B. Redensarten, Schmollen, Maulen, Thränen, Seufzer, Klagen, Vorwürfe, Lamentos und dgl. mehr an Bord hat. Der Mann ist ein ruhiger Kauffahrer, an ihm ist es, seine

Kräfte zu entwickeln durch eine heldenmüthige Nothwehr, als da sind durch neue Hüte, Shawls, Pretiosen, Kleiderstoffe, Ringe, Armbänder u. s. w.

Wenn nun so die wechselseitigen Interessen sich vergleichen, so wird Friede geschlossen und Fregatte und Kauffahrer segeln einige Zeit ruhig neben einander, bis etwa ein neuer Sturm sich erhebt und die Operationen von Neuem beginnen.

Auf alles dieses aber ist der Polterabend die trefflichste Vorbereitung. Das Poltern in der Nähe läßt uns ein entfernteres Geräusch nicht hören und wer sich eine Zwiebel unter die Nase hält, riecht nicht den Duft der Rosenhecke im Garten.

Was nun das Aufführen von Komödien am Polterabend betrifft, so sind selbige nur ein Vorspiel zur darauf folgenden Handlung, und manche Ehe ist nichts als eine lange, große Komödie, ein Rührstück, für die Handelnden zum Weinen, für die Zuschauer zum Lachen, die sich aber bei dieser Gelegenheit auch hinter den Ohren kratzen können.

Darum poltert zum Scherze und Ihr werdet es ertragen lernen, wenn es Euch im Ernst gereicht wird!

Die Verschwiegenheit.

Die Verschwiegenheit ist eine Tugend, welche vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte eigen ist. — Als Gott im Paradiese fragte: Eva! wo bist Du? — schwieg sie ganz still, während Adam sich durch verschiedene überflüssige Redensarten über den Sündenfall entschuldigte. —

Hätte er damals still geschwiegen: er hätte es nie zu bereuen gehabt. Denn er sprach diesmal für seine Frau — für eine Frau muß man aber niemals sprechen, denn eine Frau ist selbst Manns genug, um Rede und Antwort zu geben. Denn eine Frau spricht nicht nur, wenn sie gefragt wird, sondern sie widerspricht auch, wenn sie nicht gefragt wird. — Natürlich Alles zur gehörigen Zeit; denn die Frauen halten's mit der Zeit und dem

Zeitgeiste, der doch keinen treueren Repräsentanten hat, als die Mode. —

Der Chinese kann sich nach göttlichen und menschlichen Rechten scheiden lassen, wenn seine Frau zu viel spricht. Bei uns in Deutschland ist das nicht nöthig; die Frauen sprechen nie zu viel; aber auch nie genug; denn Jede endet einen Redesatz mit den Worten: „Wenn ich noch mehr sagen wollte — —!"

Darum aber verschweigen die Frauen viel mehr, als sie sagen könnten, denn nichts ist unmöglich, was den Schein der Wahrscheinlichkeit für sich hat, und darum ist die Verschwiegenheit eine der ersten Tugenden der Frauen. —

Die Frauen verschweigen z. B. alles Dasjenige, was sie nicht wissen, und dazu gehört eine ungeheure Resignation. Sie resigniren aber auch auf alles Dasjenige, was sie nicht erfahren, und das ist ein neuer Zug von selbstüberwindender Verschwiegenheit. —

Eine Frau, die ich kannte, wollte ihren Mann eines Tages durch sein Lieblingsgericht, welches

Stockfisch war, überraschen und freute sich vierzehn Tage darauf. Als sie sich zu Tische setzte, sagte sie mit lauter Stimme zur Köchin, um ihren Mann irre zu führen: „Laß um des Himmels willen den Stockfisch nicht anbrennen, womit ich heute meinen lieben Mann überraschen will!" — Und so blieb sie ihrem Vorsatz getreu. Der Mann verzehrte diesen Mittag einen ungeahnten Stockfisch und rief, begeistert über die Zärtlichkeit seiner Frau, aus: „Ich bin mir selbst genug!" —

Dieses Selbstbewußtsein stärke ihn auch fernerhin auf seiner Lebensbahn! —

Ein anderer Ehemann hatte sich an die Freundin seiner Frau gewendet, damit ihm diese zum Einkauf eines Shawls behilflich sei, womit er seine Frau an ihrem Geburtstag zu überraschen gedachte. — Die Dame konnte nicht so grausam gegen ihre Freundin sein und sie noch acht Tage, bis der Geburtstag kam, auf der Folter lassen; sie ließ daher, da sie als eine sehr verschwiegene Frau bekannt war, ihre Freundin etwas von dem ge-

wissen Shawl errathen, welche eine unermeßliche Freude hatte.

Den Tag darauf unterhielten sie sich in Gegenwart ihres Mannes.

„Heute über 14 Tage," sagte Clara (die zu Ueberraschende), „ist **fête champêtre** beim brasilianischen Consul. Was wirst Du da anziehen, meine Süße?"

„Ich nehme mein grünes Lyoner Kleid," versetzte Adolfine, „weiße Pantalons, den neuen gelben Hut mit Marabouts. — Und was wirst Du anhaben?"

„Ich werde mein neues blaues Kleid, den Altlashut und den neuen Shawl, womit mich mein Mann zum Geburtstag — überra — — —."

Sie wurde roth — sie biß sich in die Zunge — ihr Gemahl lächelte.

Diesmal aber war sie ganz unschuldig — sie hatte sich nur versprochen — verschnappt; ohne dies Versehen hätte sie das süße Geheimniß gewiß bis zu ihrem Geburtstage auf dem Herzen getragen. —

Es ist fatal, daß sich die Leute so oft in der Ehe versprechen, d. h. verschnappen; Mancher und Manche hat sich schon beim ersten Versprechen, dem Eheversprechen — verschnappt, und der Fehler ist durchs ganze Leben nicht wieder gut zu machen. —

Trotz jenes Versehens wird man aber der genannten Dame das Prädicat einer verschwiegenen Frau nicht vorenthalten können.

Der Brautstand.

Der Brautstand ist derjenige Stand, welcher nach dem Verlieben und vor der Ehe eintritt. Er ist also so zu sagen ein Mittelstand. Er kann auch mit der kalten Traufe im russischen Dampfbade verglichen werden; man hat geschwitzt, kühlt sich ab, um desto mehr zu schwitzen. Deswegen beabsichtige ich aber nicht die Ehe mit einem heißen Ofen zu vergleichen, obgleich Manchem in ihr tüchtig eingeheizt wird. Der Brautstand ist doppelt,

nämlich: der Brautstand und der Bräutigamstand. In diesem Zustande steht jeder Theil noch, so zu sagen, für sich da; im Ehestande aber steht Einer für den Andern da, wenn auch oft Keiner für den Andern steht und der Ehemann z. B. in der Zeitung erklärt, die Schulden seiner Frau nicht zu bezahlen. Dann muß die Frau Manns genug sein, mit Schiller sagen zu können: „Auf sich selbst muß er stehen ganz allein!"

Da die Ehe nach der Liebe kommt, und die Liebe oft gerade da aufhört, wo die Ehe anfängt, so ist der Brautstand gewissermaßen die Abenddämmerung, welche zwischen Tag und Nacht eintritt. In der Dämmerung fliegen Nachtfalter, Fledermäuse und Eulen herum. Im Brautstande fängt sich das Nachtgeflügel der Ehe auch schon an zu regen: die Eifersucht, das Schmollen, Mißtrauen, Gleichgültigkeit. —

In der Regel aber ist der Brautstand ein seliger Stand. Er ist einem guten Champagnerrausche zu vergleichen; man ist selig, so lange der Wein durch die Adern glüht, man möchte alle Welt um-

armen und glaubt an die Unwandelbarkeit des Bestehenden. Wenn aber der Rausch ausgeschlafen ist und der Kopf schmerzt; dann war die ganze Seligkeit doch nur ein Rausch.

Ein Genius von holder Gestalt kommt geflogen mit Kränzen in den Händen und drückt sie der Braut und dem Bräutigam in die Locken, und sie erröthet hold und er geräth außer sich, preßt sie wild an sein feuriges Herz, trinkt einige Flaschen Wein und sagt: „Ich bin der glücklichste Kerl auf der Welt!“ Aber oft sind dies auch die letzten Blumen, welche Eins oder das Andere in die Locken flicht; sie welken oft schon nach dem Trauungstage, der Mann flicht der Frau Nesseln um die Schläfe und die Frau behandelt den Kopf des Mannes auf eine andere Art!

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Der Brautstand soll erfunden worden sein, um die Leute abzukühlen, damit sie sich in der Ehe nicht vor Liebe aufessen mögen. Bei dieser Abkühlung erkälten sich freilich Manche und bekom-

men einen Schnupfen, der sie während der ganzen Ehe verschnupft.

Nach meinem Dafürachten ist diese Aufeinanderfolge unrichtig. Es müßte erst die Ehe kommen, damit man sich eher kennen lernt, bevor man sich traut, und sich erst traut und dann nimmt. Darauf folgte die Liebe, das Verlieben; denn dazu wäre schon Grund vorhanden und endlich der Brautstand: die Abkühlungsperiode. Da könnte Mancher mit Recht sagen: „Ich habe einen sehr glücklichen Brautstand!“ wie die dritten Acte im Schauspiel, wo die Sache zu Ende geht, immer die glücklichsten sind. —

Der Brautstand fängt kurz nach dem Verlieben gewöhnlich mit sanfter Harmonie an; der Mann bläs't die Flöte, die Frau spielt die Laute; sie sind, so zu sagen, ein Mund und ein Herz. Später thut dem Manne die Brust weh, er legt die Flöte bei Seite, sie spielt aber die Laute fort und der Mann muß **nolens volens** nach ihrer Weise tanzen. Er versucht sich später zuweilen, wenn er ermüdet ist, in einem Hornsolo, welches sie ihm aufsetzt.

Der holde Genius, welcher ihnen in der Blütenzeit die Kränze gebracht, kehrt später wieder um, probirt die Saiten der Ehestandslyra, findet, daß sie verstimmt sind und reißt aus.

Man sagt allgemein, eine Braut sei eine interessante Erscheinung. Sie ist aber für jeden Andern, als den Bräutigam, das, was ein Schaugericht für einen hungrigen Magen ist, eine gemalte Apfelsine, ein Buch mit sieben Siegeln, ein preußischer Tresorschein in Zucker nachgemacht, ein Abonnementbillet bei aufgehobenen Abonnement, ein Vogel aus Porzellan, eine Auster hoch auf der Felsenklippe. Ihre Erscheinung bringt das wehmüthige Gefühl der Entsagung hervor. Der jugendliche Schwärmer richtet einen schwermuthsvollen Blick auf sie und ruft: „Diese Rose blüht nicht für Dich!" Er möchte verzweifeln — und heirathet eine Andere. In zwei Jahren aber beneidet er keinen Menschen mehr.

Erlaßt ihm, aus dem Zeitungsblatt zu melden,
Was er mit Schrecken selbst an sich erlebt!

Geographisches.

1.

Meißen.

Im Herbst ist's schön. Da flattern die Kränze vor der Wirthshausthür, da tönt von den Weinbergen jauchzender Gesang, da regt sich der alte Wein im Fasse und grüßt den jungen Most und sagt: „Grüß Dich Gott, Du junger Wildfang, wirst schon noch ein gesetzter Mann werden, wie ich!" — Aber im Alter selbst leuchtet das Feuer auf und Jugendgluth rinnt durch seine Brust; denn es ist Herbst, es ist sein Geburtstag und den muß er feiern. Juchhe!

Meißen aber ist eine Stadt an der Elbe, bekannt durch die dortige Fürstenschule und den Wein. Jemand hat behauptet, die Schule werde

so fleißig besucht und gedeihe so trefflich, weil eben in der Gegend Wein wächst — Schulwein.

Dagegen sagen mehrere Zöglinge der Fürstenschule, daß ihnen der Aufenthalt dort sehr sauer gewesen sei. Was davon wahr ist, wird die Weltgeschichte später ermitteln. Bei Meißen gedeiht Wein, das ist ausgemacht; ob aber Meißen bei diesem Weine gedeiht, ist eine andere Frage; denn „man kann lächeln und immer lächeln, und dennoch ein Bösewicht sein! — Was sagen Sie dazu, Marinelli?“ —

Meißen aber spricht, Naumburg gegenüber: „Auch ich bin in Arkadien geboren — auch ich habe meinen Wein.“ — Ein Stiefelwichsfabrikant annocirte seine Wichse, indem er sagte: „Ist es nicht eine Schande, daß wir unsere Glanzwichse aus England beziehen; auch Deutschland hat seine Wichse!“ — „Ja,“ sagte ich, „und zuweilen auch bekommen.“ —

Auch Meißen hat seine Weine, sein Rebenblut, seinen Feuergott.

Von diesem Weine herrschten in grauer Vorzeit seltsame Wundersagen. Unter Andern soll König Artus einen verrätherischen Ritter der Tafelrunde durch eine Flasche Meißner, welche er in den heiligen Graal gießen ließ, zum Geständniß gebracht haben. Einige Chronisten behaupten zwar, der Ritter habe im Rausche ausgeplaudert; Andere dagegen sind der Meinung, der Trunk habe seine Eingeweide so umgedreht, daß das Herz auf die Zunge zu liegen kam, woher auch das Sprichwort: „Er hat das Herz auf der Zunge,“ rührt, wenn Jemand nichts für sich behalten kann. Jacobus de Afra, ein Barfüßermönch des 6. Jahrhunderts, leugnet das ganze Geständniß des Ritters, denn der Wein, behauptet er, habe dem Ritter den Schlund so zusammengezogen, daß er kein Wort' vielweniger eine ganze Verschwörungsgeschichte hervorbringen konnte. Letztere Behauptung hat viel Wahrscheinliches für sich; denn im 11. Jahrhunderte hat man auf der Insel Avalon eine Urne ausgegraben, worin der Rest jenes Weines, sichern Nachrichten zu Folge, aufbewahrt worden war.

Man öffnete die Urne — der Wein aber hatte sich durch die Länge der Zeit in krystallisirten Vitriol verwandelt, welches ein sprechender Beweis für seine Vortrefflichkeit ist. —

Noch in letzter Zeit soll der Meißner als Allianzwein vortreffliche Dienste geleistet haben, wie denn auch, als der Sultan Mahmud die Russen gegen Ibrahim Pascha zu Hilfe rief, viel Meißner Wein nach dem Bosporus versendet worden ist.

Kenner des Weines loben an diesem Weine das Feurige, Berauschende und Angreifende; er greift nämlich Messing, Blei, Zink, sogar Platina an und wird in der Scheidekunst mit Nutzen verwendet.

Im 16. Jahrhundert soll ein Meißner Bürgermeister, wie die Chronik meldet, aus Ruhmsucht und Vorliebe für die Stadt, um einem Ritter, der aus dem Rheingau kam, den Beweis zu liefern, daß auch der Meißner Wein trinkbar sei, eine ganze Flasche auf einmal ausgetrunken haben. Er bezahlte diese Tollkühnheit mit seinem Leben.

Seine trauernde Witwe ließ ihm auf dem dortigen Kirchhofe ein Denkmal setzen, mit der Unterschrift: „Wegen des Weines muß ich weinen!“ —

Eine merkwürdige Entdeckung, welche von der wunderbaren Kraft des Meißner Rebenblutes Beweis liefert, wurde kürzlich von einer dortigen schönen Dame gemacht. Sie wollte nämlich ihren Spitzengrundschleier waschen; das Dienstmädchen, welches ihr Wasser in ein Waschbecken gießen sollte, goß aus Versehen eine Flasche Landwein (welchen sie sich geholt hatte, um rostige Messer damit zu putzen) in das Gefäß. Die Dame wäscht darin den Schleier, läßt dann das Tuch eine Zeit lang in der Flüssigkeit liegen und war nicht wenig erstaunt, als sie es herausnahm und auswand, den Schleier in ein Taschentuch verwandelt zu sehen: so dicht hatte der Wein das Gewebe zusammengezogen.

Ein junger Mann daselbst, dem der Schneider seinen Rock um eine Hand breit zu eng gemacht hatte, half sich dadurch, daß er einen Theelöffel voll Meißner Wein einnahm — und er konnte seinen Rock bequem zuknöpfen. —

Aus allem Diesem sieht der geneigte Leser, daß nicht nur der Frühling, sondern auch der Herbst eine schöne Jahreszeit ist. Die Meißner aber sind charmante, liebenswürdige Leute, denen auf der Welt nichts mehr sauer wird, denn sie finden ihren eignen Wein nicht sauer. Dessenungeachtet soll aber doch ein Ehemann, als ihm seine Frau bei Tische vorwarf: Du verbitterst mir das Leben! und zugleich ein Glas Wein einschenkte, geantwortet haben: „Und Du machst mir es sauer." Uebrigens soll in Meißen der Wein zuweilen sehr gut schmecken, besonders wenn man sich welchen vom Rhein oder aus Bordeaux mitgebracht hat. Das Klima hat nur eine geringe Einwirkung. —

2.

Naumburg.

Naumburg ist eine schöne Stadt auf dem Weg von Leipzig nach Frankfurt, bekannt durch ihre Lage an der Saale, durch die königlich preußischen Referendarien und die Hussiten.

In der Gegend von Naumburg wird seit undenklichen Zeiten auch Wein gebaut. Tacitus erzählt von ihm, wo er von den heidnischen Opfern und Gebräuchen der Germanen spricht, er sei zu seiner Zeit in Rom so beliebt wie der Falerner gewesen und es wurden damals trotz der strengen Zollgesetze viele tausend Fässer nach Italien eingeschmuggelt. Apicius erwähnt gleichfalls seiner und Heliogabalus hat sich darin den letzten Rausch getrunken. Er leerte seine Flasche und sagte: ich habe genug!

„Trank keinen Tropfen mehr."

So starb er!

Die historische Wichtigkeit dieses Weines wäre demnach festgestellt. Es bleibt uns nur noch übrig, über die politische, moralische und technologische zu sprechen. Der Naumburger Wein besitzt eine angenehme, zusammenziehende Kraft, er concentrirt. Da das Centralisationssystem einem Staate Kraft, Einheit, Wohlfahrt gibt, jenes System aber durch den Naumburger Wein erzielt werden kann: so ist er für eine denkende Regierung von großer Wich-

tigkeit. Man erzählt, daß ein geschiedenes Ehepaar — als man zwischen dasselbe zufällig ein Glas Naumburger Wein ausgoß — sich wieder zu einander gezogen fühlte und sich seitdem nicht wieder trennen will. Ein Taschenspieler erbot sich öffentlich, ohne Hexerei, durch ein Nadelöhr zu kriechen. Er trank drei Flaschen Naumburger 1832er, und bald wäre es ihm gelungen, als er plötzlich von choleraähnlichen Zufällen ergriffen wurde und seinen Geist aufgab. Es war ein großer Verlust denn es wäre dadurch zur Ehre der Naumburger aus der Bibel bewiesen worden, daß wirklich eher ein Kameel durch ein Nadelöhr kriechen, als ein Reicher in den Himmel kommen kann. Wozu brauchen auch die Reichen den Himmel? Sie haben den Himmel schon auf Erden. Hier trinken die Reichen Champagner, die Armen müssen Naumburger trinken. Wenn es nun jenseits gerade umgekehrt ist; da werden sich die Reichen schön bedanken! In den Himmel kommen die Schwachen am Geiste. Die Reichen aber sind nie schwach an Geist; denn wer viel Capitalien hat, ist ein

Capitalist, d. h. ein Mann von Kopf, ein Capitalkerl.

Was die moralische Wirksamkeit des Weines betrifft, so erzählt man von einem Knaben, der sehr genäschig war. Eines Tages gerieth er über eine Flasche Naumburger und trank daraus. Sein Vater kam dahinter und wollte ihn züchtigen. Der Knabe aber flehte: Ich will's gewiß mein Lebtage nicht wieder thun, lieber Vater! — Und er hat redlich Wort gehalten. — Die Mutter, welche sich bei dieser Gelegenheit seiner annahm — wie Mütter ihre Kinder gern verziehen — soll dabei leise geseufzt haben: Er ist bestraft genug. — Auch auf die Kunst hat der Naumburger zu Zeiten Einfluß gehabt. Denn wir haben von einem Naumburger Weinreisenden gelesen, daß er durch das Poetische seines Geschäftes so emporgehoben und bestimmt wurde, Schauspieler zu werden. Er trat zum ersten Male als Essighändler mit großem Beifall auf. Er hatte Begeisterung getrunken und konnte sie nie verleugnen. —

In der Technologie, und namentlich in der

Chemie, ist der Naumburger Wein von unberechenbarem Vortheil. Ein Chemiker hat ihn geschieden und gefunden, daß er 97 Theile Gerbestoff und nur das Uebrige reines Wasser enthält. Dieser Scheidungsproceß soll ihm übrigens saurer geworden sein, als vielen Eheleuten ihr Scheidungsproceß.

Der Naumburger Wein ist seinem Ursprung nach mit dem Meißner verwandt. Von urgroßväterlicher Seite sollen sie Vettern von Geschwisterkindern sein; aber sie verleugnen ihre Abkunft nicht. Wenn der Meißner den Naumburger etwas an herbem Geschmack übertrifft, so erreicht er ihn nicht an Säure, wogegen dieser noch weniger Süßigkeit enthält, welche jenem gänzlich mangelt, ohne jedoch die adstringirende Kraft zu entbehren, wodurch der erstere sich auszeichnet. Man sagt auch, Naumburger Schuhwerk daure viel länger, als z. B. Weißenfelser und Pegauer, wodurch wir jedoch den löblichen Schuhmacherinnungen beider guten Städte nicht zu nahe treten wollen. In alten Zeiten wurde in Naumburg beim Bau eines Hau-

ses auch Wein unter den Kalk gegossen, der Dauerhaftigkeit wegen. Es ist eine abscheuliche Verläumdung, daß Burgunder und Bordeauxwein durch Naumburger verfälscht werden. Gerade umgekehrt: die Naumburger werden durch Burgunder- und Medocbeigeschmack verfälscht. —

Nachdem wir so die Topographie der Stadt Naumburg geliefert, glauben wir bewiesen zu haben, daß die Naumburger die gewerbfleißigsten Unthanen und besten Patrioten sind. — Nach allem Diesem zu urtheilen, ist das Centralisationssystem das vortrefflichste!

Ohne Scherz aber sind die Naumburger charmante, liebe, herzliche Leute, darunter gibt's viele schöne Mädchen (wie die Herren Referendarien wissen werden!) und „wenn mich halt Eine möcht', so müßt' sie die Meinige sein!" — Ihren Wein aber mög' ihnen Gott vergeben.

Das Glück.

Das Glück war ursprünglich eine Göttin und hieß Fortuna. Später, im Laufe der Zeit, sank ihr Ansehen, ihre göttliche Natur verschwand, man verlor den Begriff von ihrer Erhabenheit, man setzte sogar den Respekt ganz außer Augen, indem man die Redensarten: dummes Glück, blindes Glück rc. erfand.

Das Glück wird eingetheilt in relatives, inclusives, und separatives Glück.

Relativ ist das Glück z. B., wenn Jemand die Treppe hinabgeworfen wird und nur ein Bein bricht, während er nach aller Wahrscheinlichkeit hütte beide brechen müssen.

Das inclusive Glück ist dasjenige, welches der Mensch in sich verschließt, heimlich in seinem Busen trägt. Darunter gehört also auch das Liebesglück und das Eheglück. Da es aber eben verschlossen getragen wird, so kann es nicht beurtheilt werden und die Naturforscher sind noch nicht

einig darüber, ob die beiden genannten auch unter die Glücke zu rechnen sind. —

Was endlich das separative Glück anbelangt, so es ist dasjenige, welches eintritt nach dem Verluste einer Sache, eines Gegenstandes u. dgl. So ist es z. B. ein Unglück, einen braven Onkel durch den Tod zu verlieren; aber dagegen ein Glück, wenn der Onkel zufällig sehr reich gewesen ist. Diese Separation, welche der Tod vorgenommen hat, ist eine segensreiche Isolirung, in deren Zustande man sich, trotz einiger Traurigkeit des Herzens, wohlbefindet. — Geld, sagte ein geistreicher Freund, macht nicht glücklich. Wie so? rief ich erstaunt. — Ja — Geld macht nicht glücklich, sondern nur viel Geld!

Der Mann hat Recht. Also macht auch der Tod eines Onkels mit vielem Geld oder viel Geld ohne einen Onkel wahrhaft glücklich.

Da also ein separatives Glück, trotz des anscheinenden Widerspruches, auch ein Glück sein kann, so ist oft eine Verheirathung ein Glück, insofern sie zur Scheidung führt, oder die Schei-

dung ist ein Unglück, wenn sie zu einer neuen Verheirathung führt. Es kommt auf Eines hinaus.

Wer Unglück im Spiele hat, der hat Glück in der Liebe, sagt ein Sprichwort. Da die Liebe aber in der Regel auch nur eine Spielerei ist, so hat der Liebende doppeltes Unglück. — Die Liebe ist eine Glückssache; aber nicht immer eine glückliche Sache. Wäre sie eine solche, so bedürfte es keines Glückes dazu. Das Glück aber ist flatterhaft; wie kann also in der Liebe Ernst und Dauer sein?

Glück und Glas, wie bald bricht das. Ein dummer Ausspruch. Das Glas zerbricht erst dann, wenn ich es habe zu Boden fallen lassen; das Glück aber kann ich noch so fest halten, es bleibt doch nicht, wenn es nicht will.

So wird es gemeiniglich ein Glück genannt wenn Jemand ein witziger Kopf ist. Was ist ein witziger Kopf? Ein witziger Kopf ist ein Mann, der gute Einfälle hat und nicht grob ausfällt, obgleich häufig das Letztere mit dem Ersteren verwechselt wird. Er ist, so zu sagen, ein Rasir-

messer, das die Leute sanft barbirt, ohne sie zu kratzen oder zu schinden. Darum sind die Barbiere, als gewissermaßen die Geister, die über den Barbiermessern schweben, stets sehr witzige Leute. — Wie erkennt man aber einen witzigen Mann?

Das ist sehr leicht.

Wenn z. B. in einer Gesellschaft Jemand fragt: Ich höre, Edmund heirathet, und wen heirathet er? Und er erhält zur Antwort: Eine Engländerin, eine Miß Emmy Black! — So muß er rasch ausrufen: Das ist also eine Mißheirath. — Und dann ist er ein witziger Mann! — So treiben es unsere deutschen Journale, die sehr witzig sind und wegen dieser glücklichen Gabe gewiß von allen ihren Abonnenten beneidet werden. —

Mit dem Glücke ist es eine mißliche Sache. Es chikanirt, meidet, flieht, chagrinirt den Menschen in der Liebe, in der Ehe, in der Lotterie, beim Treppenhinunterfallen, im Sterben sogar.

Der Knabe, der sein schönes Haar abscheeren ließ, um von dessen Ertrage in das Glücksrad zu setzen, gewann einen Kamm. Der Invalide, dem

beide Arme abgeschossen waren, setzte sein letztes Zweigroschenstück und gewann ein Paar Handschuhe, und bei Familienlotterien geschieht es oft, daß junge Damen Tabakspfeifen, Herren aber Schlafmützen gewinnen, obgleich ausnahmsweise Mancher von den letzteren Gebrauch machen kann.

Große Geister haben oft das Glück, daß man ihnen, die im Leben hungern mußten, große, schöne Steine auf das Grab setzt. Und das ist noch ein Glück; denn es passirt nur großen Geistern. Was fangen die kleinen an? —

Der geneigte Leser wird einsehen, daß es mit dem Glücke nur ein Schwindel ist. Ich wünsche mir darum kein Glück; aber auch kein Unglück. Von Jedem nichts; das ist schon etwas. Hat einer Glück in der Liebe, so hat er Unglück im Spiele; findet er eine reiche Braut, so erbt er einen armen Vetter! Da hebt ja immer Eins das Andere auf! Ei, das halt der Teufel aus! — Ich rathe dem Leser, sich gar kein Glück zu wünschen; dann bleibt ihm auch das Unglück vom Halse; denn das Unglück ist nichts, als die bittere

Ironie des Glückes; es läßt ein hungriges Schaf Perlen und einen Durstigen des Nachts Häringslauge finden und diese im Finstern für Wasser trinken.

Das Glück wird zu Wasser, die Liebe wird zu Wasser (drum beginnt und endigt sie mit Thränen); da möchte man aus Desparation selbst ins Wasser gehen. — Also Justemilieu: Kein Glück! Aber auch kein Unglück! — **Finis.**

3.

Frankfurt.

Dieser Genius, Gott Hymen, ist der Repräsentant der Stadt Frankfurt. Er wacht nicht nur über dieser guten republikanischen Stadt, sondern auch über den dortigen Mädchen.

Es ist durch die Geometrie erwiesen, daß ein Frauenzimmer, welches nicht heirathet, nur zur Hälfte den Zweck ihres Lebens erfüllt und ihrer

Bestimmung nur halb entspricht; denn ohne Ehe gibt's weder Launen, noch Schmollen, noch Eifersuch, noch Ehestandsleiden, und was wäre das Leben ohne dieses, was wäre ein Frauenzimmer ohne diese liebenswürdigen Eigenschaften?

Alles, was ist, ist gut, weil es ist, sagt Hegel. Also ist die Ehe auch gut, weil sie ist (wenn auch nicht alle Ehen gut sind), und nicht gut ist's, wo keine Ehe ist. —

Die Frankfurter Behörden aber sind die wahren Väter ihrer Stadt oder eigentlich, die wahren Väter ihrer Töchter; denn ein redlicher Vater muß trachten, seine Tochter bald unter die Haube zu bringen, wär's auch nur darum, damit ihm selbst nicht der Kopf zu heiß wird.

Jeder Ausländer, der eine Frankfurter Bürgerstochter heirathet, erhält dadurch das Bürgerrecht; so spricht das Gesetz. Frankfurter Mädchen also müssen ein gesuchter Artikel sein; denn Frankfurt ist eine Handelsstadt, Kaufleute müssen wünschen, sich dort zu etabliren, dieses kann aber nur durch die Vermittelung einer Frankfurter Toch-

ter geschehen; **ergo** müssen sie eine solche suchen und sollten sie auch in einen sauern Apfel beißen. Der Gattin also hat solch ein Fremder die Bürgerkrone zu verdanken, welche sie ihm schon als Braut aufsetzt, und er tritt so bereits als gekröntes Haupt in den heiligen Ehestand.

Diese Krone haftet fest, kann nicht nicht reclamirt, durch keinen Prätendenten angefochten werden. Der Mann darf stolz sein auf die Kopfzierde, womit ihn seine Frau geschmückt; und das kann anderswo nicht jeder Mann!

Wenn nun aber ein Frankfurter aus Herzenstrieb oder Geldangelegenheit es sich gelüsten läßt, eine Ausländerin, d. h. eine Nichtfrankfurterin, eine Nichtrepublikanerin, z. B. eine gefühlvolle Hanauerin zu heirathen: so muß er eine bedeutende Geldsumme als Strafe erlegen, wegen dieses unpatriotischen, unrepublikanischen Gelüstens. Seine Frau kommt ihm auf diese Art theuer zu stehen. Liebt er nun sein Mädchen nicht recht ordentlich, oder hat er kein Geld, so muß er sich den Appetit vergehen lassen, muß sich unter den Töchtern des

Landes umsehen und sollte er auch in einen sauren Apfel beißen! —

Den Frankfurterinnen aber kann das gleich sein; sie werden versorgt, kommen unter die Haube und können so ihrem Vaterlande ganz angehören.

Das Gesetz ist vortrefflich; denn es heißt: bleib im Lande und nähre Dich redlich! Wozu haben wir Töchter, wenn schon einmal geheirathet werden muß. Das republikanische Blut bleibt hübsch beisammen und wird von Vätern auf Urenkel fortgepflanzt.

Auf jeden Fall gewinnt der Staat, und da es die Frauenzimmer auch mit dem Staate halten, so ist beiden Theilen geholfen.

Frankfurter Eheleute haben darum nur ein Herz, aus welchem für sie Rosen, für ihn Lilien sprossen. Die Vergißmeinnicht werden erst später gepflanzt, wenn die Erinnerung an das geschlossene Bündniß nöthig wird.

Sie gleichen den Engeln; denn da die Ehen im Himmel geschlossen werden, die Frankfurter Ehen aber gesetzliche sind, so bereiten sie sich auf

den Himmel vor, wo sie heirathen können, wie sie wollen, ohne Unterschied der Nation, gleichviel ob mit oder ohne republikanische Ideen.

Geleugnet kann indessen nicht werden, daß die Republik in der Ehe nichts taugt; nur das monarchische Princip hält sie aufrecht, und schleicht sich auch Anarchie ein, so ist nach sturmvollen Augenblicken der Friede wieder hergestellt, und die streitenden Parteien versöhnen sich, indem sie eine Charte beschwören. Diese Charte kann später freilich verletzt oder modificirt werden, das geht uns aber nichts an, wir wollen nicht in das Heiligthum einer Frankfurter Ehe dringen, denn die Liebe bleibt doch die Hauptsache und sie schwebt, wie ein Amor über den Wolken, so über der Ehe, gleichdem Regenbogen, wenn Einem die Haut naß geworden ist.

Aus diesem Allem glaube ich bewiesen zu haben, daß in Frankfurt die glücklichsten Ehen anzutreffen sind, und daß ich, wollte eine holde Frankfurterin — recht gern aus ihren schönen Händen die Bürgerkrone anzunehmen bereit wäre, jedoch mit Verbit-

terung aller spätern Beileidsbezeigungen und neuen oder veränderten Auflagen besagter Krone.

Die Frankfurter obrigkeitlichen Personen sind aber nicht nur die wahren Väter ihrer Stadt, sondern auch die wahren Väter ihrer Töchter und diese selbst ein gesuchter Artikel, der auf diese Art nie alte, verlegene Waare werden kann, wie sich Schelle in der Gerichtsscene in den „Schleichhändlern" ausdrückt.

Die Liebe.

Die Liebe ist eine Erfindung der romantischen Lebensperiode und eine Uebereinkunft zwischen zwei erwachsenen Personen. Verstand gehört absolut nicht dazu; es genügt, wenn man sich nur versteht. Liebende müssen einander verstehen, um Stoff zu Mißverständnissen zu haben; denn diese sind der Reiz der Liebe. Liebende sind Skeptiker. Beide Theile glauben einander nicht

um einander glauben zu machen, daß sie sich lieben.

Der Liebe erste Zeit ist freilich auch des Lebens seligste Zeit, sein Götterfrühling, seines Herzens Blüthenmond, wo der Gefühle Purpurrose sich öffnet mit leuchtendem Dufte und auf ihrem Rande eine Nachtigall sich wiegt und das Lied der Sehnsucht, der Wonneseligkeit hinabjubelt in den trunkenen Kelch! — Schweigen wir davon! Das Jahrhundert ist der Sentimentalität nicht hold.

Die Liebe ist aber auch die Periode, wo die größten Dummheiten geschehen. Mit dem Herzen, sagt man, läuft der Verstand davon. Nun bei Manchem wäre das kein großer Verlust; denn wer betrauert einen schlechten Miethsmann, der das Haus bei Nacht und Nebel verlassen hat? Aber der davongelaufene Verstand kommt oft gar nicht wieder nach Haus und das ist fatal. — Kommt er aber ja wieder nach Haus, so ist's mit der Liebe auch aus, und das ist noch fataler. Liebende, sagt das Sprichwort, sind sich genug. Das will oft nicht viel sagen; aber da sie sich genug sind, wer-

den sie einander auch satt und das ist wieder fatal. — Ein anderer Spruch sagt: Alte Liebe rostet nicht. Gerad' umgekehrt! Alte Liebe soll rosten, denn zwei Ringe halten desto fester an einander, je mehr sie in einander verrostet sind. — Schlegel sagt:

„Wo Liebe labt, ist lieb das Leben!"

Vielen ist das Leben aber nur dort lieb, wo ihre Liebe nicht lebt, und sie leben da am liebsten, wo ihre Liebsten nicht zu finden sind.

Die Liebe wird eingetheilt:

in glückliche Liebe und

in unglückliche Liebe.

Die glückliche heißt diejenige, wo die Liebenden einander bekommen, d. h. Mann und Frau werden; die unglückliche, wo sie einander nicht bekommen, also nicht ihr Mann und ihre Frau werden.

Diese Eintheilung ist falsch! Denn oft ist es eine recht glückliche Liebe, wenn sie einander nicht bekommen, und eine unglückliche, wenn sie einander bekommen. Ein Ehemann, der mit seiner Frau

nicht im besten Einvernehmen lebt, kann sagen: "An all' meinem Unglück ist die glückliche Liebe schuld. Ich schmachtete für ein Mädchen, sie lächelte mir, schenkte mir ihr Herz, ihre Hand, die Eltern segneten uns; es war eine recht glückliche Liebe und das ist eben mein Unglück. —

Nur wenn die Liebenden einander nicht bekommen, können sie es eine glückliche Liebe nennen; denn nur so lange sie einander liebten, waren sie glücklich, in der Ehe wäre das anders geworden.

Die Liebe hat folgende Lebensperioden: Verlieben, Schwärmen, Schmachten, Annäherung, um den Hals fallen, rasend werden bis zum Todtschießen, schmollen, Eifersucht, Schikane, Verlobung, Abkühlung, Trauung, Ende! — Die Trauungsrede des Priesters ist gewöhnlich auch die Leichenrede der Liebe, und von diesem Ende kann man nicht sagen: Ende gut, Alles gut. — Gut wär's für manchen Unglückseligen, wenn hier Alles ein Ende hätte; aber auf dieses Ende folgt die Ehe, und sie

ist der Anfang zu einem viel schlimmern Ende, als jenes war. —

Das Licht.

Nachtwächter sind diejenigen Leute, welche die schlafenden Bürger in ihrer Ruhe stören müssen, um ihnen anzuzeigen, daß sie für sie wachen. Denn der Mensch ist ein schlaues Thier, er will daran erinnert sein, daß er schläft, und daß er im Schlafe keine Gefahr nehmen kann. Sie sind wahre Philosophen; denn sie singen:

„Bewahret das Feuer und auch das Licht,
Damit kein Schaden geschicht!"

weil sie wissen, daß der Mensch durch Licht und Feuer erleuchtet und ein Feuerkopf wird. Jemehr der Mensch aber erleuchtet ist, desto stärker leuchtet man ihm nach Hause, wie das Sprichwort sagt, und daß die Feuertöpfe mehr Glück machen, als die Feuerköpfe, ist bekannt. Von den Feuerköpfen sind alle Unruhen und Revolutionen ausgegangen,

von den Feuertöpfen aber geht nur Rindfleisch, Kartoffelbrei und Gemüse aus. — Sachen, die dem Menschen zur gesunden leiblichen Nahrung dienen. Es sind also die Feuertöpfe viel bessere Bürger, als die Feuerköpfe. An einem Feuertopf kann man sich, wenn man Acht gibt, nicht verbrennen, ein Feuerkopf aber verbrennt sich jedesmal. — Einige Naturforscher und Technologen behaupten zwar, dieser Jüngling sei der heidnische Gott Hymen, eine Schulausgabe des Gottes Amor, und er sei es, welcher den Liebenden, wenn sie zum Altare gehen, ein Licht ansteckt, welches eine feine Anspielung auf den Lehrsatz: „die Liebe ist blind,“ sein soll. Aber merkwürdig, die Liebenden wollen nicht sehen, sonst würden sie zur rechten Zeit umkehren. Gewöhnlich geht ihnen das Licht erst nach der Hochzeit auf und sie sehen ein, daß sie ein großes Versehen begangen haben. Jemehr sie nun in sich gehen, desto mehr gerathen sie außer sich, und da kommt es denn oft, daß sie erst jetzt, nachdem sie den Kopf verloren haben, den Kopf aufsetzen. Gott Hymen sagt nun, nachdem er sie zum

Altare geleitet: Ich habe ihnen nach Hause geleuchtet! und was dieses in satyrischem Sinne sagen will, weiß man.

Derjenige aber, dem man erst nach Hause leuchten muß, geht gewiß nicht gern nach Hause, und so kommt es, daß oft Mann und Frau sich überall häuslicher befinden, als zu Hause. Um zu sich zu kommen, besuchen sie gern Weinstuben, Assembleen und Kaffeegesellschaften, nur zu Hause gehen sie in sich, um sich Bewegung zu machen und einzusehen, daß nichts dahinter steckt. Auf diese Weise geht Jedes seinen Weg, und da zwei gerade Linien, endlos fortgeführt, sich nie berühren, so gibt es für sie auch keinen Berührungspunkt, als da, wo sich eine Linie in eine krumme verwandelt. Dies ist der Punkt, woher das Sprichwort rührt: Etwas krumm nehmen. Hat nun der eine Theil etwas krumm genommen, so nimmt es der andere auch krumm, die Ideen und Wünsche durchkreuzen sich, und dieser Umstand bildet das sogenannte Hauskreuz. Da nun ein Theil das Kreuz trägt, und der Teufel sich vor dem Kreuze fürchtet, so muß

der andere natürlich der Teufel sein. Daher die Redensarten: Ich habe mein Kreuz, ich habe meinen Hausteufel. Soll nun der Teufel ausgetrieben werden, so läßt man sich scheiden, um einander um desto näher zu stehen; denn es gibt Eheleute, welche einander blos in dem Augenblicke nahe stehen, wo sie sich scheiden lassen, und die Scheidung ist oft der Augenblick, wo man sich näher kennen lernt und einsieht, wie dumm man gewesen ist, daß man sich nicht von Anfang erst scheiden und dann trauen ließ. Man scheidet sich von der Welt, um destomehr für die Welt zu leben, und findet in der Entsagung eine Entschädigung für den Besitz. Daher rühren die Entsagungsromane, die besonders von Frauen geschrieben werden; denn die Frauen fühlen sich erst dann glücklich, wenn sie dem entsagen können, was sie nie zu besitzen wünschten. Eine Frau wird z. B. einem Manne leichter entsagen, als einem Balle, weil das Letztere eine Kleinigkeit ist, das Erstere aber einen gewissen Grad von Seelenstärke erfordert und Bewunderung erregt. Bei der Entsagung wissen sie, woran sie

sind; bei der Nichtentsagung lassen sich aber die Folgen nicht berechnen. —

Dadurch glaube ich bewiesen zu haben, daß die Nachtwächter die nützlichsten Bürger im Staate sind. Amen.

Die Freundschaft.

Die Freundschaft, eine Ueberlieferung der grauen Vorzeit, besteht in der wechselseitigen Anerkennung der Verdienste, Bedürfnisse, des Werthes und der Schatzung. Wenn z. B. ein Kaufmann einen anderen „mein Werthgeschätzter!“ nennt, so gibt er dadurch zu erkennen, daß er ihn im Werthe für 100,000 Thaler schätzt; denn wie in der Mathematik, so müssen auch im bürgerlichen Leben gewisse Axiome und Begriffe auf eine Formel reducirt werden. Sagt mir nun Jemand: „Herr Cephises ist ein Mann von Kopf, hat ein geistreiches Urtheil, ist ein Biedermann, ein Patriot“ rc., so sind das lauter unbestimmte Ausdrücke, die mir keine Klar-

heit über den Mann geben. Sagt er aber: Er hat jährlich 4000 Thaler Renten, so weiß ich, waran ich mich zu halten habe, und brauche mich nicht zu schämen, mit dem Herrn Cephises einen Umgang anzuknüpfen. —

Daraus entsteht die Freundschaft. Denn in der Freundschaft muß man vor allen Dingen über einander klar zu werden trachten; diese Klarheit erwirbt man nur durch Prüfung der Grundsätze des Nächsten; wer aber Geld hat, der hat auch Grundsätze. Denn ohne Geld ist es sehr schwer, nach Grundsatz zu handeln, man ist im Gegentheil oft genöthigt, nach Versatz zu handeln, wodurch die nöthige Consequenz gestört wird und eine gewisse Planlosigkeit in der Handlungsweise eintritt. Darum sind auch nur diejenigen Handlungen der Menschen achtungswerth, welche mit Seide, Wolle, Staatspapieren u. dgl. handeln. Bei diesen Handlungen kommt auch immer etwas ein und sollte es auch nur ein Banquerott sein, während bei den sogenannten tugendhaften Handlungen selten etwas herauskommt.

Wer wird auch mit Tugend handeln wollen. Die Tugend ist ein Artikel, nach welchem wenig Nachfrage geschieht, ein sogenannter Ladenhüter, sie läuft nicht davon und man muß sie vertreiben, will man sie los werden. Da sie Jedermann umsonst haben kann, so sucht man sie vergebens auf und es gibt sogar Damen, welche sie nur loszuwerden trachten, um in ihren Handlungen desto freier sein zu können. Freiheit des Handelns aber ist das Princip alles Völkerglückes. —

In dieser Art Handlungen aber zeigt sich auch die Freundschaft in ihrer vollen Glorie. Sie ist zwar sehr häufig dem Wechsel unterworfen, aber eben dieser Wechsel knüpft nur die Bande wechselseitiger Verbindlichkeit um so enger und setzt das Vertrauen von beiden Seiten fest. In dieser Art von Wechsel liegt eigentlich gar kein Wechsel, sondern Stillstand, welcher zuletzt eine sitzende Lebensart herbeiführt. Darum hat Derjenige keinen Begriff von wahrer Freundschaft und dem tiefen Ernste des Lebens, welcher nie dem irdischen Wechsel unterworfen war.

Das sind die Grundprincipien der echten Freundschaft, und wer diese richtig aufgefaßt hat, findet auch in der Welt sein *Fortkommen*. Was das Fortkommen betrifft, so gestattet man dieses in der Welt einem Jeden, nur den Dieben und Schuldenmachern nicht, welche es doch am nöthigsten brauchen! —

Was das Waschen der Hände anbelangt, so braucht man nicht allein dabei stehen zu bleiben; denn nach Umständen kann man darin weiter gehen. Es gibt oft Hände, die, nachdem sie einander gewaschen haben, sich auch dann die *Pelze* waschen.

Inwiefern dieses nun für die Betheiligten angenehm ist, gehört nicht hierher.

Was nun die Handlungen betrifft, so sieht Jeder ein, daß eine gute Handlung der Theilnahme weniger zu bedeuten hat, als eine gute Handlung, an welcher man Theil hat, z. B. als Compagnon, und daß *Handlungsgüter* schwerer in die Wagschale fallen, als alle *gute* Handlungen, daß eine Sammethandlung mehr einbringt, als die gesammten Handlungen der Mildthätigkeit, und daß in

Handlungsbüchern oft mehr Weisheit liegt, als in allen Büchern, welche von guten Handlungen handeln.

Darum sollte man seinen Kindern zurufen: Handelt erst gut und Ihr werdet gut handeln. So sind die Handlungen der Weg zur Tugend und ein Handlungsbeflissener ist zugleich ein Tugendbeflissener. —

Die Treue.

Die Treue ist eine Erfindung des Mittelalters, welche in unbestimmten Bruchstücken auf unsere Zeit gekommen ist und den wohlklingenden Namen Mode angenommen hat. — Ein türkisches Sprichwort sagt: Guter Wein und schöne Weiber sind zwei liebliche Gifte. Dieser Ausspruch aber ist eben so unwahr, als ungerecht, und was den Wein betrifft, so schelten ihn die Türken blos darum, weil sie ihn nicht trinken dürfen. Wir dagegen sind der Meinung, daß schlechter Wein und böse Weiber zwei wirkliche Gifte sind, die wir den

zwei Sacramenten der Taufe und der Ehe verdanken. Die Gastwirthe verrichten die Taufe und die Geistlichen die Trauung. Es ist das Schlimme bei der Trauung, daß sie eher erfolgt, als sich die Leute trauen. Eigentlich weil sie einander nicht trauen, werden sie getraut. Nach der Trauung erst geht Manchem ein Licht auf und er traut sein Lebtage den Weibern nicht mehr. Trauen kommt ohne Zweifel von Treue her. —

Wenn die weibliche Treue einen gewissen Grad erreicht hat, so kehrt sie in sich zurück und überlegt, daß eine längere Ausdauer eine übermenschliche Aufopferung wäre, sie stellt Betrachtungen an und kehrt in die Einsamkeit zurück, um auszuruhen. So wartet sie den neuen poetischen Zeitpunkt ab, um sich aufzuschwingen: denn das Leben besteht aus Bewegung und Ruhe. In der Türkei werden die Frauen nur darum eingeschlossen, um dem bösen Leumund nicht Gelegenheit zu geben, an ihrer Treue zu zweifeln.

Der Dichter Hölty singt von der Treue:

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!“

Die Treue ist also eine Uebung und das ohne Zweifel, denn was Einem nicht angeboren ist, und was man nicht ordentlich gelernt hat, das muß man üben, um es nicht zu vergessen. Wenn also eine Untreue vorfällt, so geschieht dies blos aus Mangel an Uebung.

Die Untreue aber ist nur eine Folge der Liebe und die Liebe ist die erhabenste Tugend. Weil da geschrieben steht, man müsse alle Menschen gleich lieben, so kann Niemand auf Kosten des Andern eine größere Anhänglichkeit verlangen, als ihm, dem Theile der Gesammtheit, zukommt. Darum sind eifersüchtige Ehemänner keine Menschenfreunde, keine Kosmopoliten, sondern Egoisten und Egoismus ist ein schwarzes Laster. —

Mit Recht also gleichen die Frauen, welche ringsum Rosen streuen und Kränze weben ins irdische Leben, diesen Uebelstand aus; von dem Schatze, den gierig ein Harpax bewacht, theilen sie heimlich unter die ärmere, entsagende Menschheit und stellen so auf indirectem Wege das Werk der

Humanität: Gleichheit des Besitzes und Rechtes, her! —

Wenn wir früher aus einem andern Grunde gegen die St. Simonisten zu eifern Ursache hatten, so müssen wir sie diesmal loben, weil sie dieses rein menschliche, vernünftige und billige Princip aufgestellt. —

Nehmen wir auch an, die Treue wäre wirklich eine Tugend, wie gering würde sie im Werthe stehen, wenn es keine Untreue gäbe! Dann wäre es kein Verdienst, tugendhaft zu sein, wie es kein Verdienst ist, nicht berauscht zu sein, wenn man auf einer wüsten Insel lebt, wo es weder Wein, noch Gasthäuser gibt. Wer nie mit dem Fehler gerungen, wer nie im Kampfe erlegen, kennt die Erhebung nicht, den Triumph der Tugend nicht! Nicht immer können die Rosen blühen, daher muß auch die Treue, soll sie Reiz behalten, vorübergehend sein. —

Wer das nicht einsieht, ist von spießbürgerlichen, egoistischen Ideen befangen; mit der steigenden Aufklärung wird es aber auch hierin hell werden. Alle

Emancipation muß vom freien Willen ausgehen und einen guten Anfang dazu machen die Frauen; sie sind nur so lange liebenswürdig, als sie ihren freien Willen haben. Findet nun eine allgemeine Coalition in der Frauenwelt Statt, so ist die Freiheit gerettet.

Der Kranz.

Die Kränze sind eine Erfindung des grauen Heidenthums, sind aber, wie vieles Andere, auf unsere Zeit übergegangen. Ja, wir haben jetzt nicht nur Kränze, sondern sogar Kränzchen. Kränzchen gehören in die Rubrik des sogenannten häuslichen oder Familienjammers und befolgen gewöhnlich die Bell=Lancastersche Methode des wechselseitigen Langweilens. — Wie zu einem Kranze auch Rosen gehören und zu den Rosen Dornen, um nämlich das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, so gehört zu einem Kränzchen auch die Spitze, so zu sagen die Pointe; denn weil die

Kränzchen gewöhnlich sehr ungesalzen sind, muß sich Jemand aufopfern und dieselben auf Kosten anderer Leute salzen, wie man Stockfische sehr oft durch Häringslauge pikant und schmackhaft macht. Das Salzen eines solchen Kränzchens besteht in der Liebe des Nächsten, diese aber wird ausgeübt durch das sogenannte Nachreden, Ausrichten, Ehrabschneiden. Man sucht bei dieser Gelegenheit den Splitter im Auge des Nächsten (d. h. der Abwesenden), blos um einen Maßstab für den Balken im eigenen zu haben. — Vor alter Zeit wurde Dichtern und Helden der Kranz um den Schlaf gewunden, bei den jetzigen Kränzchen ist's anders, da windet sich der Schlaf um den Kranz, und die Dichter, deren Schläfe keine Kränze mehr zieren, befördern durch Vorlesung ihrer Trauerspiele und Romane den Schlaf in den Kränzchen. Um einen fricassirten Kalbskopf, wie um einen Dichterkopf, wird ein Lorbeerkranz gewunden, und er steht Beiden gut; nur mit dem Unterschiede, daß er den Kalbskopf jedenfalls, den Dichterkopf aber sehr selten geschmackvoll macht. So ein

todter Kalbskopf wird gerade in diesem Zustande Dichter, während ein lebender Dichter erst im Tode seinen wahren Werth erkennen läßt. —

Es gibt sehr viele Gattungen von Kränzen. Der Myrten= und Brautkranz ist der gewöhnlichste; Friedr. Kind nennt ihn im „Freischütz" den Jungfernkranz, weil er in dem Augenblicke verloren geht, wo man sich in seinem Besitze fühlt. — Manchem Mädchen wird der Brautkranz aufgesetzt, wie einem Lamme der Opferkranz, wenn es zur Schlachtbank geführt wird. Manche aber setzt den Kranz nach der Hochzeit ihrem Ehegespons aufs Haupt und er geht später als Opferstier herum. —

Wenn die Frauenzimmer ganz jung sind, so flechten sie einen Gänseblumenkranz, später einen Rosenkranz, da fehlen schon die Stacheln nicht, im dreißigsten Jahre einen Tulpenkranz — es ist viel Farbe, aber kein Duft dabei — als Frauen einen Klatschrosenkranz; bis endlich in der spätern Zeit die Rosen abfallen und für den getreuen Ehegatten nur die Dornen übrig bleiben. Die Medisanten und Spottsüchtigen flechten aller

Welt einen Nesselkranz, die Schwärmerischen einen von Vergißmeinnicht und Thymian, die Coquetten von Königskrone und die Langweilen von Mohnblättern. —

Von einer Gesellschaft Damen sagt man gewöhnlich, sie bilden einen schönen Kranz, denn wie in einem Kranze alle Arten Blumen, so sind hier alle Arten von Charakteren und Leidenschaften vereinigt. Manche Blume erhält erst durch die Nachbarschaft einer andern ein gewisses Lüstre; so wird auch manches Mädchen neben einer häßlichen Nachbarin erst schön. Daher kommt es, daß hübsche Mädchen sich immer nur eine Freundin wählen, die weniger hübsch ist, als sie selbst.

Das Horn.

In alten Zeiten waren die Hörner im Kriege das, was jetzt die Trompeten sind, daher das Sprichwort: „Ins Horn stoßen.“ In der Natur werden die Hörner häufig angetroffen: es gibt

Fühlhörner und viel Hörner. Mit den Fühlhörnern betasten die Insekten die Gegenstände vor sich, um sich über ihre Beschaffenheit zu unterrichten. Auch manche Menschen haben solche Fühlhörner, jedoch unsichtbare; sie rennen deshalb so häufig mit dem Kopfe an die Wand, blos, um sich zu orientiren. Dieser Umstand setzt auch eine tüchtige Härte des Stirnknochens voraus, und man sagt von solchen Leuten: Er hat einen harten Schädel, d. h., er handelt mit Ausdauer, Energie und Festigkeit. — Der Ochs, dieses nützliche und preiswürdige Thier, erhält seine Hörner nicht als Kalb oder Junggesell, sondern erst, wenn er Ochs wird, d. h., wenn er sich verheirathet. Auf eine bildliche Weise findet dies auch bei den Menschen Statt, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem wirklichen Ochsen die Hörner von selbst kommen, bei den Menschen aber dieselben Einer dem Andern aufsetzt, ja, figürlich zu reden: so setzt sie oft ein Kalb einem schon bejahrten Ochsen auf. Diese Hörner haben mit dem Monde das gemein, daß sie, wie bei ihm die Finsternisse, zuweilen unsichtbar sind. Sind sie

aber sichtbar, so hilft der Friseur die Verunstaltung verbergen.

Der Mond hat auch Hörner, nämlich im ersten und im letzten Viertel, d. h., wenn er verliebt ist und überall anrennt, und dann, wenn er schon bejahrt ist; denn seine Frau ist bekanntlich die Sonne und fast einen halben Monat geht sie allein zu Bette und läßt ihn des Nachts am Himmel spazieren und Kalender machen. Was die Frau Sonne während dieser einsamen Nächte treibt, können wir nicht verrathen; das aber ist ausgemacht, daß davon die Hörner des Mondes herrühren. Einige Naturforscher wollen behaupten, die Sonne wäre in dieser Zeit nervenschwach und reise in ein Bad, was den Mann nöthige, allein zu bleiben und nach ihr zu schmachten. Doch wollen sie Viele während dieser Zeit auf der Tagspromenade recht lebhaft, frisch und glühend gesehen haben und nur des Abends beim Schlafengehen soll sie matt und schmachtend aussehen. Während dieser Strohwitwerzeit wird dem Mond natürlich die Zeit lang, er greift zur Flasche, trinkt und wird zuweilen

voll. Daher kommt der Vollmond. — Wir überlassen es dem Ermessen der geneigten Leser, ob sie die Beobachtungen nicht auch an sich oder Andern gemacht haben. Daß bei einer solchen Ehe, selbst zur Zeit der Wiedervereinigung, der Hausfriede nicht lange bestehen kann, läßt sich denken, um so mehr, da der Mond ein etwas bejahrter, kalter, steifer Mann ist (er soll früher Professor in Deutschland gewesen sein), die Sonne dagegen eine junge, üppige, feurige Frau, die Jedem, den sie anblickt, warm macht. —

Der berühmte Naturforscher, Professor Blumenbach, behauptet: das Einhorn sei kein fabelhaftes Thier. Wenn man sich unter den Menschen etwas genauer umgesehen hat, so wird man an dieser Versicherung nicht zweifeln. Ja, wir glauben sogar in dieser Beziehung, das Mehr- oder Vielhorn sei kein fabelhafter Mensch; denn es gibt Köpfe, die vermittelst ihrer Dichtigkeit und Härte auf allen Seiten Widerstand leisten und überall anrennen und doch fortkommen ohne Brausche und Beule. Das sind Leute, die mit ihrem

Kopfe Alles durchsetzen. Ein vernünftiger Mensch, der sein Glück machen will, muß zu diesem Zwecke seinen Kopf schon etwas abhärten, z. B. bis zur mittlern Härte des Granits. Von einem solchen Manne, der öfters anrennt und doch nicht blutet, sagt man dann: Er ist nicht auf den Kopf gefallen; weil nämlich das schützende Horn jede Contusion abhält. Es ist nach dem Gesagten also unbegreiflich, wie man bisher an der Existenz der Einhörner hat zweifeln können.

Daß endlich die Ochsen, wegen ihrer Hörner, auch Hornvieh genannt werden, wird der geneigte Leser nach kurzem Nachdenken selbst ermessen.

Uebrigens wollen wir durch diese naturhistorische Abhandlung Niemandem zu nahe treten.

Der Wein und die Frauen.

Wir haben abermals die Aussicht zu einem fruchtbaren Weinjahre, deß freut sich die Mensch-

heit und auch die Männer an der Elbe und unter Grünebergs glühender Zone. In Leipzig sind in einer Woche nur drei Menschen gestorben und 30 Kinder geboren worden. Es ist in jeder Beziehung ein gesegnetes Jahr. Das giebt mir Veranlassung, vom Weine und von Frauen zu sprechen. Wein und Frauen haben viel Gemeinschaftliches mit einander. Beide stammen aus der Bibel und sind von Rigoristen oft für ein Uebel erklärt worden; weil sich Adam bei der Erschaffung des ersten Weibes eine Rippe brach und Noah nach der Erfindung des Weines einen solchen Rausch bekam, daß er zum Kinderspott ward. Dem ist aber nicht so: Wein uud Frauen sind die zwei herrlichsten Erfindungen der Schöpfung; ja die Letztern haben noch einen großen Vorzug vor dem Erstern. Der Wein ist feurig und die Frauen sind feurig; aber der Wein, zu häufig genossen, läßt einen beschwerlichen Rausch zurück, die Frauen hingegen versetzen uns in einen beständigen Rausch, der sehr angenehm wirkt. Der Wein nimmt uns den Kopf ein, die Frauen das Herz. Wein macht Kopf-, Frauen machen Herz-

weh; aber dies ist leichter zu curiren, als jenes, und die Ursache des Uebels heilt zugleich das Uebel. — Wein und Frauen begeistern; der erstere aber oft zu Zank und Schlägereien; diese aber zu allem Hohen und Edlen, zur Poesie, zum Ruhm und jeder Großthat.

Der Wein muß erst alt werden, wenn er gut sein soll; die Frauen sind aber gerade jung am besten obgleich sie bis ins hohe Alter höchst schätzenswerth bleiben. Man muß den jungen Wein, soll er die Fässer nicht zersprengen, mit eisernen Reifen umwinden; umfaßt man aber den schönen Hals einer Frau mit einem Collier von Diamanten, so möchte sie zwar vor Freuden zerspringen, thut's aber in der That nicht.

Die Ulme dient dem Weinstocke zur Stütze und er umschlingt sie, erhält aber keine einzige Traube zum Dank. Umschlingt aber eine Frau den Mann, so erhält er Küsse und andere Liebkosungen zum Lohn. — Wenn der junge Wein blüht, regt sich der alte im Fasse; gerade wie bei den Frauen. Ist die Tochter zur Jungfrau herangewachsen, so putzt sich

die Mutter am eifrigsten und wird theilnehmender, als zuvor.

Der Wein schmeckt besser, je blanker das Gefäß ist, aus dem man ihn trinkt. Die Frauen werden desto liebenswürdiger, je mehr man sie putzt.

Wein und Frauen müssen ausgähren. Der Wein wird, je mehr er gährt, desto süßer; Frauen werden, je mehr sie geschmollt, um so hingebender.

Die Lateiner sagen: im Weine liegt Wahrheit; auch in den Frauen liegt pure Wahrheit, darum wollen sie immer recht haben, und das ist recht!

Der Wein, sagt ein Sprichwort, lös't die Zunge; den Frauen ist die Zunge gelös't, auch ohne Wein! — Wer zu tief in's Glas guckt, der verliert die Besinnung; wer einer Frau zu tief in die Augen geguckt, dem geht's eben so. —

Aus allem Diesem aber geht hervor, daß man die Frauen lieben und den Wein trinken soll.

Die Eifersucht.

Die Eifersucht ist eine von den menschlichen Leidenschaften. welche sich die Leute zum Vergnügen anschaffen, um sich dadurch unglücklich zu machen. Bekannt ist folgende witzige Definition: Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. —

Eine liebenswürdige Dame sagte mir einmal: Wer wahrhaft liebt, muß eifersüchtig sein. Und sie hatte Recht; denn als sie kurz darauf mit einem schlanken Jüngling den Cotillon tanzte und ihn oft freundlich anblickte, fühlte ich so etwas Innerliches von Verdruß und Aerger in mir und schwelgte in der Vorstellung, wie es sich wohl ausnehmen würde, wenn der Jüngling plötzlich über ein vorgestrecktes Bein stolpern oder auf die Leichdörner getreten werden könnte oder dürfte. Das sind menschliche Regungen, von denen unsere taubenfrommen Damengemüther bestimmt nichts wissen. —

Und warum soll man nicht eifersüchtig sein. Wer

seine Dame wahrhaft liebt, hält sie für seinen theuersten Schatz und zittert gleich dem Geizhals, er könnte ihm entrissen werden. Vertrauen, heißt es erweckt wieder Vertrauen, aber wer zu viel vertraut, wird sorglos, und wer einen Schatz sorglos besitzt, dessen Herz hängt gewiß nicht an dem Schatze und bleibt gleichgültig, wenn er ihn verliert.

Es war in alter Zeit besser, da nannte man noch sein Liebchen „Schatz,“ weil man wußte, was man an ihr hat, und hielt sie für einen Schatz. Dann machte man Schätzchen daraus, das ist schon weniger und jetzt würde sich eine anständige Dame höchlich beleidigt fühlen, wenn sie der Geliebte Schatz nennte, wenn sie nach ihrem Schatz gefragt würde. Nur der niedern Klasse der Dienstboten gestattet man noch den Schatz, und bei Gott! sie sind bei diesem Schatz oft besser berathen, als die Vornehmern bei ihren Anbetern.

Ja, richtig, Anbeter müssen es sein, und Eroberungen müssen gemacht werden. Und man bedenkt nicht, daß es verschiedene Anbeter giebt, und daß der Gegenstand der Anbetung oft ein lächerlicher,

der Gottesdienst ein Götzendienst ist. — Manche Völker beten die Sonne an (auch wir; denn Jeder nennt seine Liebste, wenn er einmal poetisch wird, „seine Sonne" und bedenkt nicht, daß die Sonne viele Flecken, viele große Sommersprossen hat!), Andere den Mond, Steine, Thiere, abscheuliche Bilder, Oelgötzen, Fetische.

Der Mensch ist so hirnlos, den unbedeutendsten Gegenständen seine wärmste Verehrung, seine Andacht zu zollen — denn das Gehirn ist verschieden!

Also, Ihr Mädchen, wenn sich Einer Euren Anbeter nennt, so kann er leicht auch Götzendiener sein, kann etwas Anderes anbeten, als Euer Herz, Euer Gemüth, Eure Fröhlichkeit, Eure Schönheit; er kann vielleicht Eure Taille anbeten, Euren Tanz, Eure Coquetterie, Euer Geld, und das ist ein partieller Anbeter, der weicht, wenn der Theilse iner Anbetung weicht: — Ihr müßt totale Anbeter haben, inclusive Liebhaber; mit Einem Worte Leute, die Euch nicht anbeten, sondern schätzen, also Schätze, die Euch gleichfalls für Schätze halten, denn jeder Gegenstand gilt nur nach der Schätzung;

und wer Euch für seinen Schatz hält, wird Euch auch gut aufbewahren, nicht vernachlässigen, wird Euch putzen, mit Euch prunken, auf Euren Besitz stolz sein und — — daher derivirt sich die Eifersucht.

Die Muhammedaner wissen die Frauen am besten zu schätzen; sie sperren sie ein, lassen sie streng bewachen, blos aus Furcht, einem Andern, einem Herzensdieb, könnte nach dem Besitze dieses Schatzes gelüsten und — Gelegenheit macht Diebe!

Ja, die Eifersucht muß bei der Liebe sein und erst, wenn ich eifersüchtig bin, glaube ich, daß ich wahrhaft verliebt bin. Wer es gleichgültig mit ansieht, das Dieser und Jener seiner Frau oder Geliebten auffallend den Hof macht, sie süß umschwärmt, wer da sieht, daß sie es mit Wohlbehagen duldet und in dessen Brust sich kein Mißbehagen regt: der ist über die Zeit der wahren Liebe hinaus, der kann für seinen Gegenstand nicht einmal schwärmen, nnd was ist die Liebe ohne Schwärmerei? Wenn nun das Herz nicht mehr erbebt, bei solcher Veranlassung; was ist da noch mit

der Neigung anzufangen? Der Verstand, die Reflexion taugt nicht zur Liebe; eben so wenig wie eine mathematische Gleichung oder die Lehre von den Decimalbrüchen zu einer poetischen Behandlung. —

Um wieder auf die Eifersucht zu kommen, so gibt es auch eine blinde Eifersucht; denn wie es eifersüchtige Menschen gibt, so gibt es auch eifersüchtige Unmenschen. Diese Menschen sind auf jeden Fall verliebt, und diese Tugend entschuldigt zur Noth ihren Fehler — sie haben aber Raupen im Kopfe, sie sehen durch Vergrößerungsgläser, sie sind wahre Türken, Othello's — sie morden eine Fliege, weil sie sich unterstanden hat, sich der Geliebten auf die Nase zu setzen; sie möchten den Schatten eines vorübergehenden Mannes, der zufällig den Schatten ihrer Geliebten berührt hat, vergiften, sie möchten die ganze Welt durchprügeln, wenn sie ihre Geliebte schön findet, sie ärgern sich über ihren eignen Geschmack, wenn sie ihn bei einem Andern wieder finden, sie sind Bönhasen, Barbaren, Tyrannen. Es ist aber auch wieder das Amt einer

klugen Frau, solche Eifersüchtige zu curiren, und das geht schon, wenn das Weibchen auch den Mann ordentlich liebt und nicht gefallsüchtig ist. —

Beruhigungskäppchen.

Jeder Narr hat seine Kappe; aber nicht Jeder ist ein Narr, der eine Kappe trägt. Die Haube, als weiblicher Putz, ist auch nur eine Kappe, und die Mädchen sind deshalb keine Närrinnen, weil sie unter die Haube zu kommen trachten.

Man möchte im Gegentheil Diejenigen, welche nicht unter die Haube kommen wollen, die Wähligen, Coquetten, Prüden, Herzlosen u. s. w., Närrinnen nennen, weil sie nachgerade unter das alte Eisen kommen, und wo altes Eisen ist, da ist Rost, und eine Sache, die verrostet, taugt nichts mehr; ein Herz, an das sich der Rost gelegt, verliert bald die süßen Gefühle für Freundschaft, Zärtlichkeit, Milde, Sanftmuth, und es ziehen mit jedem Rost=

flecken ein: der Neid, die Mißgunst, die Eifersucht, die Klatscherei, die Medisance, die Verleumdung und die Sägemaschine, welche man Ehrabschneiderei nennt.

Dies ist das Loos — nicht aller alten Jungfern; denn es gibt Ehrenwerthe darunter, Engel mit gebrochenem Herzen, Blumen mit geknickter Blüthenkrone, Seelen mit gestorbenen Himmeln, deren Athmen ein ewiges Weinen ist, deren Thränen nicht der Erdboden saugt, sondern die erst jenseits ihren Boden finden und dort trocknen als helle Perlen eines vergeltenden Geschickes; wohl aber ist es das Loos derjenigen, die aus Selbstsucht, Eitelkeit, Herzlosigkeit alte Jungfern geworden sind, die da nur tanzten vor dem Baalsgötzen ihrer eignen Selbstliebe.

Wandrer, wo Dir Eine begegnet: da schlage ein Kreuz; denn wie der Sägefisch fährt sie mit des Mundes stachligem Urtheil über Deinen guten Namen und höhnt Deinen Herzensfrühling, weil sie den eignen sich vergiftet. Es ist darum nicht gut, wenn junge Mädchen in solcher Gesell-

schaft geduldet werden; sie sind wie der schöne Stechapfel (**datura fastuosa**), der den Blumen, welche neben ihm blühen, sein Gift mittheilt und sie mit seinem gefährlichen Hauche schwängert. —

Ich aber spreche hier von den Beruhigungskäppchen, welche in den großherzoglich weimarischen Landen, wo einmal ein Athen stand und jetzt noch die Ilme fließt, ohne einen Sänger zu begeistern, erfunden worden sind.

Besagte Beruhigungskäppchen sind nicht nur für die Diätetik, sondern auch für die Politik eine wichtige Entdeckung. —

Wer an Wallungen im Kopfe leidet, wer Ohrensausen, Andrang nach dem Hirnkasten u. dgl. hat, braucht nur ein solches Beruhigungskäppchen aufzusetzen und die Sache gibt sich.

Darum sind die Beruhigungskäppchen zu empfehlen in der Ehe, wenn dem Manne der Kopf brennt, in der Liebe, wenn das Mädchen schmollt und eifersüchtelt, in der Kammer, wenn den Deputirten die Gedanken mit den Worten davonlaufen, in den Zeitungen, wenn die Leute Alles

schwarz ansehen und die Andersdenkenden gleich aufessen möchten. Sie sind gesund für die Demagogen und Absolutisten, welche mit dem Kopfe immer durch die Wand wollen, gesund für junge Poeten, die, den Kopf voll Eigendünkels über ihr erstgelegtes Ei, nicht ein und aus wissen und damit an die hohe Himmelsdecke stoßen, daß es einen hohlen Klang gibt; gut für den Bürger und Bauer, wenn ihn das Raisonnirfieber erfaßt und er das Regiment oben tadelt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; gesund für Jedermann und jede Frau! —

Aus dem bisher Gesagten geht zur Genüge hervor, daß die Beruhigungskäppchen eine kostbare Erfindung und der Ehestand eine sehr nützliche und wohlthätige Einrichtung ist. Darum geht hin und heirathet!

Der Dampfpflug.

Der Dampfpflug wird, wie der Dampfwagen, das Dampfboot, die Spinnmaschine ꝛc., durch Dampf getrieben; deshalb sind auch keine Pferde vor den Pflug gespannt. Durch diese preiswürdige Erfindung werden die armen Pferde immer mehr emancipirt und dieses macht uns Ehre, da die Ochsen in der menschlichen Gesellschaft schon längstens emancipirt sind. Warum auch sollten die Pferde auf Kosten der Ochsen zu kurz kommen? Wenn wir nun keine Pferde mehr zum Fahren, Ackern u. dgl., brauchen, so wird der Wunsch eines gerühmten Patrioten: es möge nämlich jedem **schen constitutionellen Staatsbürger erlaubt sein, Pferdefleisch zu essen (wenn er nämlich Appetit dazu hat!), in Erfüllung gehen. Man wird nicht nur Ochsen und Schweine (gleichviel, ob mit oder ohne Gehalt), sondern auch Pferde mästen, um sie zu schlachten. Ob nun Letzteres recht ist, gehört in das Fach der Philanthropie und könnte durch eine

akademische Preisfrage näher erörtert werden. Zur Ehre der Menschheit aber hoffen wir, daß später auch in dieser Hinsicht die Ochsen und Pferde emancipirt werden dürften. Der Mensch m u ß nicht Fleisch essen; er kann, wie ein großer Theil der Hindus, blos von Früchten leben. Gewiß wird dann auch die Wildheit der Sitten, namentlich in liberalen Staaten, verschwinden; denn die vielen thierischen Stoffe, welche der Mensch als Fleischesser genießt, übergehen bei ihm in Saft und Blut, und der zu tödtende Ochs kann nicht mit Unrecht, in Bezug auf den Menschen, ausrufen: Er i ß t und i st Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein! — Da wir mit jedem Tage der Vollendung näher streben, so muß man das Vertrauen auf die Bonhommie der jetzigen Generation nicht sinken lassen. — Blos weil in England so viel Beafsteak und Rostbeef genossen wird, ist die dortige Freiheit so wild und schrankenlos. Als Heinrich IV. wünschte, jeder seiner Unterthanen möge des Sonntags ein Huhn in seinem Topfe haben, so war dies zwar ein gutge-

meinter, menschenfreundlicher Wunsch, während er, in Bezug auf die Hühner, ein mörderischer genannt zu werden verdient. — — — — — — — — — —

Der Dampfpflug hat das Eigenthümliche, daß er nicht nur die Erde aufreißt, sondern auch säet, den Samen eineggt, die Furchen begießt, woraus sogleich die Keime und Halme emporschießen, die, mittelst der Dampfwärme aus dem Kessel, gezeitigt und durch eine an der Axe angebrachte Sense sogleich geschnitten werden. —

Ich sehe schon unsere guten deutschen Bauern, wie sie bei dieser Erfindung freudig in die Hände klatschen, sich einen Dampfpflug kaufen, auf demselben über ihre Aecker hin- und herkutschiren, den Pflug durch einen Ruck hin- und herlenken und dabei gemächlich eine Cigarre rauchen und die „Modenzeitung" oder das „Gratismagazin" lesen. — Später soll mit dem Dampfpflug auch eine Dreschmaschine verbunden werden, welche zugleich das geschnittene Getreide ausdrischt. Man wird dann — da ein solcher Dampfpflug höchstens

Steinkohlen, aber kein Futter für die Pferde braucht — sagen können: Du sollst dem Esel, der da drischet, das Maul verbinden, wodurch ich übrigens den Ansichten, welche in der menschlichen Gesellschaft herrschen, nicht zu nahe treten will. Mit der Dreschmaschine werden vorläufig noch Versuche gemacht, z. B. in den Dorfschenken bei der Kirmeß, und in den Cassinos kleiner Städte, woraus auf jeden Fall für die Menschheit wohlthätige Resultate hervorgehen müssen.

Da man aber mit dem Kleinen anfangen muß, um zu dem Größern zu gelangen, so müssen unsere Bauern auch vorerst auf die „Heller- und Pfennigmagazine" pränumeriren, vornehmlich auf unser „Gratismagazin"; denn wohlfeiler kann ihnen so etwas nicht geboten werden. Später werden sich schon die Eisenbahnen, Dampfwagen, Dampfpflüge und Dampfmaschinen finden. — In Betracht der letzteren, so sollen einige patriotische Schulmeister mit ihrer Jugend bereits dergleichen Versuche anstellen, obgleich Andere behaupten, dies schlage in das Fach der Rothgerberei. Ich halte sogar

dafür, daß die menschliche Haut durch eine systematische und fortgesetzte Gerbung zu Schuhen und Stiefeln verwendbar gemacht werden kann, und hege das Vertrauen, daß sich mehrere Individuen, welchen das allgemeine Beste am Herzen liegt, und die nicht im engherzigen Egoismus befangen sind, zu derartigen Versuchen und Experimenten hergeben werden. Man würde dann von den Todten auch die Haut brauchen können, wie man mit ihren Knochen in England die Felder düngt *); und von manchem Gestorbenen, an welchem man bei seinen Lebzeiten kein gutes Haar ließ, würde man dann sagen können: Er ist eine gute Haut! —

*) Die Engländer haben viele hundert Fuhren Menschenknochen von patriotischen Kriegern auf dem Schlachtfelde von Waterloo gekauft und nach England verführt.

Magensachen.

Gänseleber. — Truthahn.

Jeder Mensch, d. h. der auf Bildung Anspruch machen will, weiß, wie eine Straßburger Gänseleberpastete schmeckt; aber nicht Jeder kennt die Behandlungsart, durch welche ein solches Ungeheuer von Leber der betreffenden Gans entlockt wird. Im **Almanac des Gourmands** belehrt uns ein Mann vom Fache, ein Naturforscher in Angelegenheit des Magens, darüber, wie folgt.

Die Gans — es ist wahr, muß geopfert werden; aber es gilt einem höhern Zweck. Vor einem stets geheizten Ofen bindet oder nagelt man sie mit den Füßen auf ein Bret, nun wird ihr systematisch, das heißt gewaltsam, so viel nahrhafte und respective gepfefferte Speise eingenöthigt oder eingestopft, als man für gut achtet. Um den brennenden Durst zu stillen, erhält sie nichts. Vor sich hat sie die Gluth — in sich hat sie die Gluth — darum bekümmert sich aber das höhere Prin-

cip nicht; sie erhält neuerdings genügliche und gepfefferte Speise und in dieser Art wird mehrere Wochen lang fortgefahren.

Dieser Zustand ist freilich nicht der angenehmste und würde einen Menschen z. B. in etwas geniren. Nicht aber so die Gans! Sie vergießt keine Thräne; denn sie ist von der Ahnung ihrer höhern Bestimmung erfüllt.

Ist die Leber zu ihrer höchst möglichen Ausdehnung gediehen, was freilich nur ein praktisches und respective kritisches Auge beurtheilen kann, so wird die Gans geschlachtet. Dies mag ihr freilich überraschend sein; aber ihre Leber, der Kern ihres Selbst, wandert in eine Pastete, amalgamirt sich mit Trüffeln und pikanten Saucen und wird zu einem hohen Preise von Straßburg nach London oder Petersburg gesandt; die gefühlvollsten Gutschmecker, vielleicht Diplomaten entzücken und begeistern sich an ihr, preisen ihren Ruhm und sind ihres Verdienstes voll. Ihr Ruf wird ein europäischer, was nicht allen Gänsen passirt. Und das Bewußtsein desselben tröstet sie gewiß noch im

Tode, was wir annehmen — weil bis jetzt noch keine Einzige dagegen protestirt hat. —

Nicht minder preis-, wenn auch weniger ruhmwürdig ist das Schicksal oder eigentlich der Beruf eines östreichischen Truthahns.

Wenn nämlich bei Veranlassung einer festlichen Tafel der Jäger vergebens durch den Wald gebürschet hat, um einen Auerhahn zu schießen, so wendet er sich in seiner Bedrängniß an die Köchin der Herrschaft. Gefühlvoll, wie alle Weiber, weiß sie Rath zu schaffen. Sie geht mit ernsten Schritten auf den Meierhof, prüft mit forschender Miene die in stiller Contemplation herumwandelnden Truthähne, greift den fettesten unter denselben auf, wie einen russischen Rekruten, nimmt wohlwollend seinen Leib zwischen die Kniee und gibt der Küchenmagd einen dictatorischen Wink. — Diese, ihrer Obliegenheit bewußt, hat inzwischen zwei Flaschen rothen Burgunder, worin Nelken, Zimmt, Pfeffer und anderes Gewürz, über dem Feuer bis zum höchsten Grad des Siedens gebracht. Sothane narkotische Flüssigkeit füllt sie in einen so-

genannten Schnabellöffel und nähert sich behutsam der Köchin und ihrem respectiven Truthahn.

„Keines Ueberfalles gewärtig,“ schweigt das Thier. Seinen Hals sanft streichelnd öffnet ihm nun die Köchin sachte den Schnabel, hält ihm zugleich die Halsmuskeln und mit den Knieen auch den Leib — die Küchenmagd bringt jetzt behutsam den Schnabel des kolossalen Löffels in den Schlund des, der Ereignisse, die da kommen, harrenden, Vogels und gießt mit allem möglichen Zartgefühl die feurige, siedende Lohe in den Hals des edlen Opferthieres. Daß dieses ohne einiges Sträuben von Seiten des Letztern nicht abgeht, leuchtet ein. Aber kaum ist dies geschehen und kaum sind die letzten glühenden Tropfen im Halse verschwunden — so preßt die Köchin denselben mit nerviger Faust zu und erstickt so — jedoch immer mit weiblicher Sanftmuth — das unglückliche Opfer eines unerbittlichen Geschicks. Fünf Minuten dauern die Convulsionen des Vogels, welche übrigens weiter nichts als die Protestation gegen ein so willkürliches Verfahren ausdrücken wol-

len. Durch dieses Verfahren nun dringt der Burgunder nebst seinen Ingredienzen in Saft und Blut des Truthahns, färbt das Fleisch roth und gibt ihm einen eignen, herb-pikanten Geschmack.

Wenn er nun auf der herrschaftlichen Tafel erscheint und der runde Canonikus oder der dickbäuchige Wirthschaftsrath rufen, indem sie mit fast poetischen Wonnegefühlen einzelne Bissen des Edlen zermalmen: „Köstlich, vortrefflich — wie ein echter Truthahn!" — dann ist die Wirthin entzückt und selbst der Geist des Truthahns blickt vom Jenseits mit verklärten Blicken dankbar hernieder!

Das Wasser.

Das Wasser ist ein vorzügliches Element, und Diejenigen, welche es dahin gebracht haben, blos Wasser zur trinken, loben es auch als Getränk. — Professor Oertel aus Anspach hat sogar eine Was-

serheilmethode erfunden und curirt alle äußere und innere Krankheiten mit Wasser; nur nicht die Staatsbankerotte, wozu Papier das einzige Mittel ist. Uebrigens soll Professor Oertel, trotz seiner Verehrung für das Wasser, zu Zeiten ein gutes Glas Wein auch nicht verschmähen. —

In unsern speculativen Zeiten läßt sich Wein ohne Wasser nicht gut denken, und unsere Weinhändler sind in vieler Hinsicht eifrige Anhänger der Oertel'schen Methode. Indem sie sich auf's Verdünnen legen, sind sie zugleich Homöopathen.

Die Gastwirthe sind in vieler Hinsicht Wohlthäter der Menschheit, der gute Wein steigt in den Kopf und verdickt das Blut. Da es aber ausgemacht ist, daß sich der Mensch um so wohler befindet, je weniger er im Kopfe hat, da ferner der Mensch desto gesünder ist und länger lebt, je leichter sein Blut: so sind es vor Allen die Gastwirthe, welche für unser leibliches und bürgerliches Wohl sorgen. — Man sagt verleumderischer Weise gewöhnlich: die Gastwirthe werfen Bleizucker in den Wein, um ihm eine künstliche Süßigkeit und eine dunkle Farbe

zu geben. Das ist aber nicht wahr: sie gießen blos Wein auf den Bleizucker, um diesem die schädlichen Ingredienzien zu benehmen. —

Ueber die Naturgeschichte der Grüneberger, Naumburger und Meißner Weinsorten werden wir unter den Artikeln Chemie und Gerbestoffe ausführlicher reden. Man hat, wie wir eben erfahren, eine neue herrliche Sorte, den sogenannten Allianzwein, entdeckt. Wenn von diesem Weine nämlich eine Flasche am linken Rheinufer ausgegossen wird, so ist die heilige Allianz flugs wieder beisammen. Es sind auch schon mehrere magnetische Versuche, wie auch pharmaceutische, wo er die Wirkung der Kanthariden in erhöhter Potenz besitzen soll, mit diesem Weine gemacht worden. —

Da, nach dem hier Gesagten, vom Wasser zum Weine nur ein Schritt ist: so muß mit dem Fortschreiten der Weincultur unter den Händen der Weinschenken auch die löbliche Tugend der Nüchternheit immer mehr in Aufnahme kommen. Denn wer z. B. jetzt eine Flasche Wein trinkt, trinkt im Weine selbst eine halbe Flasche Wasser mit. Dadurch

wird nun die berauschende Kraft des Weines gedämpft und, so zu sagen, paralysirt. Es gibt aber für einen gebildeten Menschen kein größeres Lob, als das der Nüchternheit. Ausgemacht ist es demnach, daß wir einen großen Beitrag zur Veredlung des Menschengeschlechtes den Weinwirthen zu verdanken haben. —

Allgemein heißt es: Wer ungewässerten Wein trinkt, bekommt eine rothe Nase. Damit diese Verunstaltung nicht überhand nehme, sorgen gleichfalls die Weinwirthe durch ihre Mischung, aus keinem andern Interesse, als dem ihres Schönheitsgefühls. Sie sehen ein, daß die Naseweißen viel mehr Glück machen, als die Rothnasen.

Man sagt auch: Starke Weintrinker bekommen eine Glatze. Da aber das Haar desto stärker und schneller wächst, je mehr es geschoren und rasirt wird, so barbiren die Weinhändler ihre Kunden so viel als möglich, um diesen Mangel bei ihnen zu verdecken.

An die Esel.

Es war nicht Geringschätzung, meine Herren! daß ich es bisher unterließ, Worte der Anerkennung an Sie zu richten. Ich muß es gestehen, ich habe mich seither viel unwürdiger befaßt, habe mich mit Menschen beschäftigt, die — nicht würdig sind, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen. Man hat mich schrecklich hintergangen, ich habe lange Zeit Leute für Sie gehalten, deren erbärmliches Nachahmungstalent nur Indignation erregen kann; aber ich bin jetzt enttäuscht. Ich weiß zwischen Eseln und Eseln einen Unterschied zu machen.

Meine Herren! Ich hoffe, daß Ihnen ein reuiges Herz mindestens eben so lieb ist, wie ein gerechtes; rauben Sie mir dies Vertrauen nicht, denn ich will Versäumtes nachholen. Wohl weiß ich, daß Sie nicht nach Lob geizen, nicht nach Anerkennung hungern, nach Ruhm dürsten. Bescheiden und entsagend, im schlichten, härenen Gewande wandeln Sie durch dieses Leben voll

Mißgeschick, Zerwürfniß und Unklarheit. Schlicht, wie Ihre Erscheinung, ist ihre Lebensweise; statt nach dem Ruhme, hungern Sie nach Disteln. Es ist nicht der Instinkt, nicht der Geschmack, welcher Sie drängt, diese etwas schwer verdauliche Speise zu wählen, sondern es ist die Entsagung, es ist die Philosophie, die Ihnen zur Seite steht und Ihre Leidenschaften beherrscht. — Meine Herren! Sie wissen, was „Entsagen" heißt; Sie haben unsere Romane gelesen.

Von welcher Ihrer Tugenden aber soll ich zuerst anfangen? Leicht ist es zu wählen bei der Armuth; aber hier, wo Reichthum ist, da treten Eigenschaften in die Schranken und kämpfen um den Vorrang. — Da ich Sie vorerst um Geduld bitten muß, meine Rede anzuhören, so rede ich auch zuerst von Ihrer Geduld.

Ihre Geduld, meine Herren, ist sich seit Jahrhunderten, von Bileam's Esel her, bis auf unsere Zeiten, gleich geblieben. — Ihre Geduld, meine verehrten Herren, ist das Kind einer schönern Zeit, die den Stempel des Bedächtigen trug. Da gab

es noch keine Eilposten und Eisenbahnen, da wurden Menschen und Thiere noch nicht zu Tode gehetzt und gerädert. Wenn man von Leipzig nach Frankfurt an der Oder zur Messe reiste, so dauerte dies vierzehn Tage und man machte vorher sein Testament. — O schöne Zeit der Pferde und Lohnkutscher! — Die Barbarei der Cultur hat alles Gemächliche von unserer Art zu reisen abgestreift. **Chi va piano, va sano!** war die Devise des Zeitalters und ein weiseres Wort haben selbst Griechenlands Koryphäen nicht gesprochen! Meine Herren! die neue Generation dankt Ihnen; trotz der Modernisirung halten Sie treu an dem, was Sie erkannt, ehren Sie Erfahrung und Grundsätze einer vergangenen Zeit. **Chi va piano, va sano!** —

Ihre Ausdauer, meine Herren, hat Ihnen manchen Ruhmeskranz erworben. Ausdauer kann aber nur bei Maßhaltung der Kräfte vorhanden sein. Und Sie halten Maß mit Ihren Kräften; nie zu wenig, nie zu viel. —

Alles überstürzt sich im tollen Schwindel nach

dem Praktischen; Wissenschaft und Kunst soll vor den Düngerwagen der Praxis gespannt und der Hippogryph als Ackergaul benutzt werden. — Sie, meine Herren! halten es noch mit der Theorie. Von Ihnen sagt Goethe: „Grau, Freund! ist alle Theorie." — Ja, Ihre graue Farbe spricht für Ihr ehrwürdiges Alter, für das mit Hilfe der Theorie durch Erfahrung Gereifte.

Meine Herren, lassen Sie mich auch von Ihrer Bescheidenheit sprechen. Gesenkten Hauptes gehen Sie einher, demüthig herabblickend nach der Muttererde. Sie fühlen es, wie alles Irdische vergänglich und wie wir berufen sind, Staub und Asche zu werden. Diese Anschauung, diese wehmüthige Contemplation schützt Sie vor dem Sichselbstüberheben, vor Stolz und Anmaßung. Zwar wandeln unsere Mystiker und Pietisten auch gesenkten Hauptes einher; aber mit Ihnen, meine Herren Esel! können sie sich nicht messen; denn wir kennen ihre Mucken. Was bei Ihnen Wahrheit ist, ist bei diesen nur Schein und Heuchelei; wohl blicken sie herab, aber nur um den Andersdenken-

den über die Achsel ansehen zu können. Und die Toleranz, die Sie üben, kennen diese Männer Gottes nur den Namen nach. — Ja, die Toleranz, meine Herren! ist die schönste Blume im Kranze Ihrer Tugenden. Sie erstreckt sich sogar bis auf die Duldung der Prügel, womit Ihnen zuweilen rohe Hände beschwerlich fallen. Aber, meine Herren, Sie ertragen sie — Sie erkennen Ihren Werth und behandeln Alles um sich wie Ihres Gleichen. Das ist eben das Göttliche, daß Sie fern von aller Anmaßung sind — Ihnen ist Alles — Esel: Vornehm oder Gering, Reich oder Arm, Klug oder Dumm. Sie verlangen von Jedermann nur so viel, als Sie von einem Esel verlangen. Das sollte die Welt erkennen; sie würde in sich gehen und die Nichtigkeit alles Irdischen begreifen. Wenn die Menschen doch denselben ruhigen Ueberblick, diese Totalität der Weltanschauung hätten, wenn sie einander nur wechselseitig für Esel hielten, wie duldsam wären sie gegen fremde Schwächen, wie sehr lernten sie sich selbst erkennen, wie scharf ausgeprägt fänden sie ihre Individua-

lität in der fremden. Die Welt wäre vollkommen, eine Welt des Friedens, der Nachsicht, der Toleranz, der Selbsterkenntniß, wenn sich die Menschen erst zu diesem hohen Standpunkt emporschwängen. Meine Herren, es genügt nicht, Esel zu heißen, worauf sich so mancher Mensch etwas zu Gute thut; man muß es auch sein, im vollsten Sinne des Wortes, will man auf Anerkennung Anspruch machen. Jede Halbheit taugt nichts! O! man möchte blutige Thränen weinen, wenn man sieht, wie viele Menschen sich abmühen, odentliche Esel zu werden, ohne daß es ihnen jedoch gelingt. So viele Kräfte werden vergeudet und zersplittert, Köpfe, die alle Anwartschaft haben, ordentliche Eselsköpfe zu werden, schlagen eine falsche Richtung ein und gehen früher oder später zu Grunde. Ein Theil des Uebels liegt in der jetzt grassirenden Geniesseuche. Leute, welche aus der ABC-Schule entlaufen sind oder das Barbierbecken gestern an den Nagel gehängt haben, fangen mit der Kritik an und wollen reformiren. Sie lernen eher verbessern, als schaffen; eher urtheilen, als produciren. Die-

sen Unglücklichen möchte man zurufen: Werdet um des Himmels willen erst Esel; denn dieses ist der Anfang aller Weisheit. — Der Hauptgrund des Uebels liegt aber im Mangel der Selbsterkenntniß, im Mangel an Muth. Sagten diese Leute aufrichtig und mit Selbstverleugnung: „Ja, wir wissen es, wir sind Esel!" Jedermann würde Ihnen glauben und für Ihre Zukunft wäre gesorgt.

Wie ruhig, meine Herren! tragen Sie nicht Ihr Kreuz und Alles was Ihnen sonst aufgebürdet wird. — Thun das die Menschen eben so? Mit nichten, d. h. nicht mit Nichten; denn heirathsfähige Nichten, wenn sie Geld haben, sind für den Onkel oft ein profitabler Gegenstand und nur, wenn sie sich in einen Andern verlieben, ein Kreuz. Aber über die Frau klagen sie als über ein Hauskreuz, über Amt, Würde, Beschäftigung, Obliegenheit. Sein Kreuz will Keiner tragen; er möchte es immer gern einem Andern aufbürden; was sollte endlich aus den vielen Kreuzen werden? Ja, wenn die Kreuze ihrerseits die Menschen tragen wollten, das ließe sich Jeder gern gefallen. Um

das einzusehen, braucht man nicht Esel zu sein — alle Narren wünschen es.

Nur die Ergebung führt zu solchen Resultaten und diese Resultate sind Triumphe im Angesicht des Selbstbewußtseins. Der Lohn bleibt nicht aus. Meine Herren, er ist für Sie nicht von dieser Welt — das gestehe ich; aber was kümmert das die Philosophie? Auch die Esel ragen in ein unbekanntes Jenseits hinein und werden fortleben in der Materie und im Geiste. —

Meine Herren! Noch etwas liegt mir auf dem Herzen. Ich weiß, daß alle Esel meine Feinde sind; aber das soll mich nicht beirren in Ihrer Anerkennung. So oft ich einen bestieg, hat er mich hinabgeworfen — ich fühle es, daß mein Platz nicht auf ihm war, aber ich kann meine Ehrfurcht vor Ihnen doch nicht fahren lassen; denn was will man mit Eseln anfangen? Ist man nicht für sie, so hat man sie Alle gegen sich.

Der berühmte General Kleber hat ihren Werth zu schätzen gewußt. Als er bei den Pyramiden

von einem überlegenen Haufen Beduinen angegriffen wurde, bildete er ein Quarree und rief: „Die Esel und die Gelehrten in die Mitte!“ — Sie sehen, meine Herren! welchen Werth er auf Sie gelegt hat. —

Verkennen Sie mich nicht, meine Herren Esel! Ich wollte Ihnen nicht schmeicheln, mein Gefühl drängte mich, Ihnen die Wahrheit zu sagen, Worte der Anerkennung und Werthschätzung. Ihr Ruhm ist fest begründet, ich kann dazu nichts beitragen; denn Arm in Arm mit andern Eseln fordern Sie Ihr Jahrhundert in die Schranken; aber ich wollte nicht zurückbleiben in dem, was jeder freimüthige Mann fühlt und, wenn er den Muth hat, auch offen verkündet. —

Leben Sie wohl, meine Herren Esel — ich werde Ihnen nie unbescheiden in den Weg treten — zu Ihrer Größe kann ich mich nicht erheben, aber ich kann sagen, was ich tief erkannt, daß Sie eine öffentliche Macht, einen Staat im Staate bilden und daß die Emancipation der Esel eine der

ersten Culturaufgaben unserer reorganisirenden Zeit ist! Amen.

Die Wölfe.

In der Gegend von Wien haben sich im strengen Winter 1838 zwei Wölfe sehen lassen. Sie kamen dicht bis vor die Linie; das konnten sie mit gutem Gewissen, denn sie hatten keinen ungarischen Tabak bei sich. — Aber sie hatten auch keine Pässe und der Thorschreiber nahm daher Anstand, sie einpassiren zu lassen. Er fragte nach ihrem Charakter. Da war einer der Wölfe so unvorsichtig, zu äußern, er sei sanguinisch. — „Sanguinisch!" wiederholte der Thorschreiber; „dieser Charakter steht nicht in unserm Schematismus. Also —! Da Sie aber weder ein'n Paß, noch einen kaiserlich-königlichen Charakter haben, so mach' ich Sie auf unsere Censur aufmerksam, denn die läßt lieber einen Wolf im Schafspelz passiren, als ein Schaf im Wolfspelz. — Wünsch' wohl zu schlafen!"

Hiermit schlug er ihnen die Thür vor der Nase zu. —

Die Wölfe schienen etwas verblüfft. Der Eine meinte: „Es gibt in Wien doch so viele Wölfe! Den Wolf Elimayer, den Wolf Samuelsohn, den Wolf Hirsch, ja sogar einen Adligen: den Edlen von Wolf! — Die könnten uns protegiren, sich unserer annehmen!" —

„Aber, wie heißt," fiel ihm der ältere Wolf in die Rede, „was sollen sie uns protegiren? Wir kommen aus den Karpathen! Wenn wir kämen aus Frankfurt am Main und hätten einen Empfehlungsbrief von Rothschild, so wären wir geborgene Leute. — So aber — ich spreche diese Worte tiefsinnig aus, wie ein deutscher Dichter —: ich habe Hunger."

„Die gleiche Antwort geb' ich Dir!" declamirte der andere Wolf. — „Was ist zu thun? so hört' ich oft Dich fragen! Beim Sperl und Domayer gibt's zu essen, wir aber haben weder Geld, noch einen Paß, noch ein anständiges Costüme. Wir

haben nichts als Hunger und damit allein kann man nicht einmal Wiener Bürger werden."

„Ich hätte mich gern," fuhr der ältere Wolf fort, „um die Wiener Tagesliteratur bekümmert, aber Du siehst selbst, wie uns jede nähere Kenntniß erschwert wird. Wären wir nur Hofräthe irgend eines kleinen deutschen Staates, so hätten wir doch einen Charakter, ohne deshalb Deutsche sein zu müssen, und der Thorschreiber hätte uns eingelassen. — Es ist ein Unglück, kein Vaterland zu haben; denn unsere Karpathen sind kein Vaterland, weil uns daselbst keine Pässe ausgestellt werden. Freilich! wie kann man ohne Paß ein Vaterland haben? — Aber mich hungert, dich hungert, — uns hungert. Und dieweil wir gehört, daß Wien ein lebenslustiger Ort ist, wo man Essen und Trinken nicht verschmäht, so begaben wir uns, **Collega**! — nicht wahr? — hierher, bauend auf die Gastfreundschaft der Wiener, die schon so manchen ausländischen Wolf im Schafskleide tractirt, gepflegt, unterstützt, protegirt haben; denn sie sind gut! — Sie werden auch uns Wölfe nicht sinken lassen."

„Nach der Art," versetzte der jüngere Wolf, „wie wir bis jetzt empfangen wurden, scheint es mir doch so! O, wenn wir nur Schafe wären, oder den Schafen, die wir unterwegs gefressen, ihre Felle wenigstens ab- und uns angezogen hätten. Dann könnten wir allenfalls passiren. — Sodann ist auch unsere Kleidung etwas derangirt und wenn wir auf die Polizei kommen, wird man uns als lumpige Handwerksburschen, als Vagabunden behandeln und mit „Er" tractiren."

„Du hast doch keine verbotenen Schriften bei Dir?" fragte ängstlich besorgt der alte Wolf.

„Nein, dazu bin ich zu stolz, das überlasse ich den hiesigen Füchsen, die sich damit zu befassen verstehen. Aber ich hungere und und Wien läßt einen magyarischen Jüngling, wie ich, vielleicht noch Hungers sterben. Ich habe keine Atzung, keine Labe, keinen Ort, wohin ich mein Haupt legen könnte — als hier in den festgefrornen Schnee. Und das muß mir im Angesichte einer deutschen Residenz passiren, wo man den Damen Elsler im Theater ein patriotisches Lebehoch gebracht hat!"

Er verstummte, der alte Wolf hörte ihn laut schluchzen.

„Weine nicht!" tröstete er, „es gibt vielleicht noch eine Rettung. Bald öffnet sich das Thor. Man treibt einen Ochsen, ein Schwein oder einen Esel heraus. Auf einen Esel mehr oder weniger kannn es der guten Stadt nicht ankommen, und wir sind gesättigt. — Verzage darum nicht. Vielleicht sitzen wir morgen im Theater an der Wien und sehen ein Stück von Gulden."

„O laß mich weinen!" declamirte der jüngere Wolf — „diese Thränen geben mir Befriedigung. Aber der Hunger!!"

„Glaubst Du denn, ich habe geschwelgt an fürstlicher Tafel und liege auf Rosen? — Sei ein Mann! Ich sage Dir nichts als dieses. — Der Morgen dämmert. Vielleicht tritt zum geöffneten Thore ein Soldat heraus und verliert sein Commißbrot. Dann sind wir Beide geborgen.

Contenti estote

Mit Eurem Commißbrote!"

„Aber laß uns von etwas Anderem reden, Edes

uram! Da sind viele ausländische Schriftsteller hereingekommen, von denen manche hungerten, wie wir, das heißt: wie Wölfe. Diese hat man gespeist und fetirt; als sie aber wieder zum Tempel hinaus waren, haben sie aus Dank für die Gastfreundschaft geschimpft gegen die gutherzigen Wiener und Oestreich im Allgemeinen. Die hiesigen Wölfe, ich wollte sagen, Schriftsteller, hat man hier hungern lassen und da gingen sie ins Ausland und heulen nun dort. — Wenn wir nur einen Empfehlungsbrief an Gr. H—r hätten; er ist eine gute Haut; er verschaffte uns vielleicht eine Anstellung, meinetwegen als Sänger. Wir heulten dann vom Blatte, wie's vorgeschrieben ist, und es hieße doch Gesang." —

Der jüngere Wolf, welcher darin eine Aufforderung fand, seine, wie er sich schmeichelte, wohlklingende Stimme hören zu lassen, intonirte — zwar etwas heiser, aber mit cramolinischem Vortrag:

Noch einmal die schöne Gegend
Der Karpathen möcht' ich seh'n!

Dem alten Wolf traten bei dieser Melodie einige Thränen in die Augen; sie klang ihm wie ein Kuhreigen. Er stimmte endlich in den Gesang des Jüngeren ein.

Inzwischen war es Tag geworden und die Wache im Thore hatte ausgeschlafen; sie hielt das Duett der beiden Praktikanten für Wolfsgeheul, lud ihre Waffen, trat unter das Gewehr und öffnete das Thor.

Die Wölfe zogen demüthig ihre Mützen, sangen aus dem Lumpaci-Vagabundus:

„Und so kommen wir denn anmarschiret!“

„Ein paar arme, reisende Handwerksburschen bitten“ — „Kein Pardon!“ schrie der Corporal, die Commißflinten knallten und die Wölfe lagen in ihren Blute.

„**Ingrata patria, nec ossa mea habebis!**“ schrieen die beiden Wölfe aus einer Kehle und fraßen sich wechselseitig mit der letzten Anstrengung auf.

Am folgenden Tage veranstaltete der ritterliche Wiener Adel ein großes Treiben auf die Wölfe in der Umgebung der Residenz.

Doch ihre Spur war längst verschwunden,
Bevor man noch nach Schwechet kam.

— Der Menschenfreund kann dem Loose dieser humanen und culturfähigen Wölfe nur eine Thräne der Theilnahme weihen. — Hätten die Wiener ihnen von den vielen Bratwürsten, die sie täglich zum Ueberfluß essen, eine tüchtige Portion hinausgeschickt, hätten sie ihnen einen Schöps, einen Esel — wie kommt bei solcher Anzahl Einer in Betracht! — geopfert: sie hätten sich gesättigt, sie wären mit Worten des Segens in ihre Heimath gekehrt, dankbarer als so mancher Schriftsteller, und hätten im künftigen strengen Winter zwischen ihren Bergen die Worte gesungen:

Dort ist's halt prächtig, da möcht' ich hin;
S' gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien. —

So aber wurden sie ein Opfer des Mißverständnisses, wie fast alle großen Männer. — Doch die Geschichte wird von ihnen reden, diese Weltenrichterin! —

Beiträge

zur Natur- und Culturgeschichte der Seehunde und Waschbären.

Bei der jetzigen gelinden Witterung dürfte es nicht unangenehm sein, einen Blick nach dem Nordpol zu richten. Wir folgen der Reisebeschreibung des Capitain Roß auf seiner letzten Expedition und theilen hier einige seiner Beobachtungen und Abenteuer mit. Dieser kühne Seefahrer war so weit nördlich vorgedrungen, bis Luft und Wasser nur ein einziges Stück Eis waren. Da hielt er es für das Räthlichste, wieder umzukehren. Täglich, ja stündlich im Umgange mit Waschbären und Seehunden, hatte er die beste Gelegenheit, über das Privat- und politische Leben dieser Thiere Beobachtungen anzustellen. Diese Thiere, sagt er, sind gesellige Thiere, und da ein Philosoph behauptet hat, der Mensch sei ein geselliges Thier, so stehen die Waschbäre und Seehunde der Menschheit sehr nahe. — Sie sind ein freies Volk unter ei-

ner garantirten Verfassung, die nicht einseitig aufgehoben werden kann. Sie haben zwei Kammern, nämlich eine Speisekammer im Wasser und eine Schlafkammer auf dem Eise. — Wenn sie sich unter dem Eise erkältet haben, was übrigens nicht häufig geschieht, so begeben sie sich auf's Eis ins Trockene um sich zu erwärmen. Wie sie dies möglich machen, weiß man nicht; das ist aber ihre Sache. Hier sitzen sie denn oft stundenlang gruppenweise und starren in das Eismeer hinaus und fragen: „Wie sieht's aus?" Manchmal spricht auch der Eine oder der Andere: „Es ist doch eine schöne Gegend." „Ja," entgegnet ein alter Waschbär, der in der Jugend einer reisenden Menagerie angehört hat, „gerade wie die bei Berlin."

Auf jeden Fall haben diese Thiere, nach ihrer Lebensart zu schließen, eine kräftige Natur und würden, wären sie Deutsche, sogar einen Frühling im Rosenthal oder eine Kur in der Gräfenberger Wasserheilanstalt aushalten. — Ihre Verhandlungen sind öffentlich, sie haben das Petitionsrecht und sind vor dem Gesetze gleich. Censur ist bei

ihnen noch nicht eingeführt, auch keine Gewerbsteuer.

Ursprünglich waren die Waschbären der bevorrechtete Stand, weil sie nicht nur Haare auf den Zähnen haben, sondern auch in der Wolle sitzen; sie lagen — da alle Lasten den Seehunden zukamen, welche ihnen Thran, Fleisch u. s. w. abgeben mußten — so zu sagen auf der Bärenhaut. Das wurde aber auf einem der letzten Landtage, deren sie alle funfzig Jahre einen haben, anders. Die Seehunde nämlich wurden emancipirt und haben jetzt bei gleichen Lasten gleiche Rechte. Ihre Landtagsverhandlungen werden nicht gedruckt, weil dies zu umständlich sein würde; aber jeder Staatsbürger, d. h. jeder Waschbär und jeder Seehund, muß sie auswendig lernen. Seitdem die Waschbäre gehört haben, daß den Landbewohnern bei verschiedenen Gelegenheiten oft der Kopf gewaschen wird, wollten sie aus Ambition nicht zurückbleiben und waschen sich seitdem täglich, ja stündlich den Pelz. Deshalb heißen sie auch Waschbären; früher nannten sie sich Eisbären.

Was ihr Privatleben betrifft, so behauptet man, sind sie insgesammt gute Familienväter, zärtliche Gatten und verwenden viel auf die Erziehung ihrer Kinder. Durch Eins unterscheiden sie sich besonders von den Landbären; sie tanzen nämlich sehr selten und nie nach einer andern Pfeife; nur allenfalls manchmal aus Zärtlichkeit, wenn ihnen die Frau Gemahlin was vorsingt. Auch brummen sie nicht, wie die Landbären, und da die Waschbärinnen überdies nicht zum Widerspruche geneigt, sondern sanfte Gattinnen, sehr häuslich und, was den Putz anbelangt, sehr bescheiden in ihren Ansprüchen sind: so kann es nicht fehlen, daß es dort sehr glückliche Ehen gibt. Was die Leibesconstitution und den Gesundheitszustand bei ihnen betrifft, so gibt es dort wenig entzündliche und gastrische Fieber; Erkältungen, Schnupfen und Rheumatismen kommen weniger vor, als in unsern Familienkreisen. Der Dampfbäder und geheizten Stuben enthalten sie sich ganz, da diese beim gänzlichen Mangel an Holz in jener Gegend auch sehr kostspielig sein würden. Uebrigens haben

sie, was vorausgesetzt ist, ziemlich heißes Blut und man könnte sie wohl Männer von warmem Geblüte nennen!

Sie haben auch Lesegesellschaften; doch befinden sich in denselben nur wenig deutsche Bücher und Zeitschriften. Sie behaupten nämlich, in der Kritik herrsche noch zu viel Gewäsch, und darauf sind die Waschbären, welche dort als Recensenten den Ton angeben, eifersüchtig. — Man hat jedoch dort viele Taschenbücher gefunden, dieses kommt aber mehr auf Rechnung der Seehunde, welche, ihrer Natur und Complexion nach, viel geschmeidiger, sanfter und mehr zur Schwärmerei geneigt sind und zu Weihnachten und Neujahr die Damen ihres Herzens zu beschenken pflegen.

Ein Theater haben sie noch nicht; jedoch ist eines dem Entstehen nahe und es werden die Kosten durch Eisbahnactien zusammengebracht; denn die Seehunde und Waschbären sind eigentlich sehr gewerbfleißige Thiere; sie befördern jährlich ungeheure Massen von Eis nach den südlichern Breite-

graben und Alles zu Wasser. Ihr Nationaltheater soll aber nach dem Muster des gegenwärtigen Dresdner Hoftheaters erbaut werden; besonders wollen sie mehrere Risse desselben benutzen. Sie wollen es entweder mit dem „Nordlicht von Kasan," weil sie das Nordlicht ganz in der Nähe haben, oder mit der „Verschwörung auf Kamtschatka," wegen der Aehnlichkeit des Klimas, eröffnen. Erwartet werden Herr Kunst und Madame Birch-Pfeiffer. Ein Balletpersonale gedenken sie nicht zu engagiren, denn sie befürchten, daß bei ihrem Klima in der leichten Kleidung und den Tricots Tänzer und Tänzerinnen sich leicht erkälten dürften. Deshalb haben sie auch die Badescene in den „Hugenotten" gestrichen.

Von Maskeraden sind sie keine Freunde; sie befürchten, es könnten ihnen dabei ihre Pelze vertauscht werden.

Bälle gibt es nicht bei ihnen und unsere Damen würden sich deshalb in jener unwirthbaren Gegend gar nicht amüsiren.

Kaffeegesellschaften sind ihnen unbekannt,

doch laden sie einander manchmal zu Thee und musikalischer Abendunterhaltung, wobei sich zuweilen junge Seehunde als Dilettanten hören lassen. Hier geht es freilich manchmal sehr kühl zu; aber Waschbären und Seehunde sind recht wackere Sänger und werden niemals plötzlich heiser.

Sie kennen auch verschiedene Gesellschaftsspiele, so z. B. spielen sie Whist mit 48 Karten und dennoch kommt immer das Trick heraus.

Sie sind besonders leidenschaftliche Freunde vom Schlittschuhlaufeu; ihre Witterung ist hierzu sehr günstig, so daß sie das ganze Jahr diesem Vergnügen obliegen können. Einige sind solche Virtuosen in dieser Kunst, daß sie ganze Raphael'sche Oelgemälde in das Eis schleifen.

Ihr Finanzwesen ist geregelt; das kann bei uns nicht Jeder von sich sagen. Sie haben niemals Ursache gehabt, bei dem Herrn von Rothschild einen Bären anzubinden. —

— Eine Conditorei haben sie nicht. Jedoch könnte ein Zuckerbäcker dort gute Geschäfte machen,

weil der Preis des Materials zum Gefrornen sehr billig, ja spottwohlfeil ist.

Sie tanzen, wie gesagt worden, sehr selten; aber dann nur Rutscher, indem sie sich von der einen Eisscholle auf die andere begeben.

In der Kleidung sind Herren und Damen, wie schon erwähnt, sehr bescheiden. Sie tragen z. B. auch beim schlechtesten Wetter keine Ueberschuhe und keine Handschuhe. Ihr Haarputz ist einfach und! wir müssen Friseuren, die vielleicht auswandern wollen, rathen, nicht dorthin zu gehen, denn sie dürften dort eher Haare lassen, als Köpfe zurecht machen. Auch Barbiere sind nicht nöthig; denn die Waschbären lassen sie sich alle von ihren Frauen barbieren. Zahnärzte werden auch nicht gesucht, denn alle Waschbären und Seehunde haben ein sehr gutes Mundwerk und wer dazwischen geräth, kommt nicht ganz wohl wieder heraus.

Die Luft ist in der dortigen Gegend sehr frisch und rein, ja, man könnte sie sogar frei nennen — nämlich befreit von allen mephitischen Dämpfen. — —

Aus diesen Mittheilungen, verehrter Leser wer-

den Sie erfahren haben, daß es am Nordpol sehr kalt ist, und daß wir uns eigentlich noch gratuliren dürfen, wenn es in unserm Theater nicht ganz so kalt ist und blos die Lampen einfrieren.

Sollten Sie begierig sein, die Waschbären und Seehunde in ihrer Heimath und in der Nähe zu sehen, so steht Ihnen auch dazu die erfreuliche Aussicht offen. Das Handlungshaus Schwindel und Compagnie hat eine Eisen- und respective Eisbahn nach den Polargegenden auf Actien unternommen. Sie können daher Actien nehmen.

Die erste Dividende wird am nächsten Faschingsdienstag, wenn er auf den Mittwoch fällt, oder am grünen Donnerstage, wenn dieser gerade am Freitage eintritt, ausgezahlt. —

Ueber Gardinenpredigten.

Gardinenpredigten sind diejenigen, welche nicht öffentlich an eine gläubige Gemeinde zur Erbauung, sondern heimlich, hinter dem Vorhange, einem wi-

derspenstigen Sünder gegenüber und keineswegs zu seiner Erbauung gehalten werden.

Wenn der Landmann Abends singt:

„Nun ruhen alle Wälder u. s. w."

da ruht es hinter der Gardine noch nicht; sondern da beginnt erst das Tagewerk der Frau und sie geht in's Gericht mit dem Sünder, der seine Pflichten vernachlässigt hat und seines Gehorsams uneingedenk war.

Die Frau muß sich „aussprechen" und der Mann muß sie „anhören;" das sind ihre Grundursachen. In dieser traulichen Stille, wo Natur und lebendes Wesen sich zur Ruhe, zum Schlafe bereitet, findet die Frau Muße, über Vergangenes nachzudenken, Bestehendes zu rügen, Künftiges zu verbieten. Es drängt sie, dem Manne ihre Meinung zu sagen; allein, nicht belauscht von Dienstboten, nicht gestört von Fremden, kann sie vom Herzen sprechen, braucht nicht jedes Wort ihrer Zunge auf die Wagschale zu legen und kann mit dem Flammeneifer ihrer Gründe den Sünder zerknirschen.

Die Gardinenpredigten enthalten sowohl, wie die geistlichen, Exegese und Dogmatik; sie legen aus und wenden an; wer sich schon bei der Auslegung schuldig fühlt, der zittert bei der Anwendung!

Es gibt darunter Probepredigten; diese werden sogleich in den Flitterwochen gehalten. Wehe dem, der nicht gleich hier gut besteht; d. h. der ihnen Ohr und Herz öffnet; — denn vom stillschweigenden Beifall verführt, gefallen sich nach und nach die Frauen in dem Amte eines Predigers, glauben Beruf dafür zu haben und ihr ganzes Leben ist von da an eine Predigt.

Casualpredigten heißen diejenigen, welche sich auf einen besondern Fall (casus) beziehen, z. B. wenn der Mann ein Gläschen zu viel getrunken, wenn er es versäumt hat, der Frau einen neuen Shawl zu kaufen, wie er gerade Mode ist und wie ihn Frau v. A. und Frau v. C. von ihren zärtlichen Gatten erhalten haben, oder wenn er gar zur Eifersucht Veranlassung gegeben hat.

Die schlimmsten sind die Buß- und Kreuz-

predigten. Schon durch das Anhören derselben büßt der Mann fürchterlich und sieht ein, welch' ein Kreuz er auf sich geladen. In dieser Hinsicht helfen sie auch zur Erkenntniß und der Mann lernt in sich gehen, er sieht ein, wie sehr er sich getäuscht hat, indem er einen holden Engel mit Honiglippen und Silberworten zu ehelichen gedachte und nun einen Prädicanten, einen Zeloten findet, von dessen Mund Strafe und Verdammung, Donner und Vernichtung tönt.

Controverspredigten sind die Gardinenpredigten in der Regel alle, denn der Mann mag gegen die vorgebrachten Gründe einwenden, was er will, mag sich entschuldigen, wie er will: immer findet er Gegengründe, immer beginnt die Controverse von Neuem.

Eine wunderbare Erscheinung ist es, daß gerade die Frauen, die doch in keinem theologischen Seminarium erzogen, sondern an Cotillons, Gavotten, Rutschern, Perlenstickerei, Clavier, Putzphilosophie und Medisance, nebst etwas Coquetterie, herangebildet werden, dies rhetorische Talent in so

hohem Grade entwickeln: es ist eine Naturgabe eine Fähigkeit, die dem ganzen Geschlechte, mit Ausnahme der Taubstummen, angeboren ist.

Man sollte nach meinem Erachten daher Frauen als Prediger anstellen. Ich habe das Zeugniß der Ehemänner für mich, sie wissen, wie tief die Predigt einer Frau rühren und ergreifen kann. Mehrere junge Theologen widmen sich dem Predigeramte, ohne Rücksicht darauf, ob sie auch von Natur aus die Gabe der Rede besitzen. Viele können kaum ihre eignen Gedanken klar entwickeln, viel weniger auf Gegengründe antworten, Einwürfe bekämpfen, falschen Behauptungen widersprechen. Man höre dagegen die Frauen. Man mag vorbringen, was man will, immer wissen sie zu widersprechen. Dadurch verwirren sie den Gegner und schlagen ihn schon beim Angriffe. Sie haben Recht: **Si fecisti, nega!** Mit dem ersten Widerspruche ist Alles gewonnen, er wirft alles Nachfolgende über den Haufen. Darum also: die Frauen auf die Kanzeln! Sind sie häßlich, so siegen sie durch ihr Talent; sind sie schön, so über-

winden sie durch Schönheit und Talent. Ihrer Logik, ihren Beweisgründen, ihren Syllogismen und Soriten widersteht nichts; wo kein Argumentum mehr gilt, wo die beweglichen Sprachorgane zu ermatten drohen: da helfen Thränen. Diesen vermag kein Herz zu widerstehen, man fühlt sich überzeugt und geschlagen. Die Männer sagen dann: „Es ist zum Davonlaufen!“ Ein Beweis, daß sie sich für besiegt erklären.

Viele Männer sind der Meinung, das eheliche Lager sei gemacht zum Ruhen, Schlafen und Träumen nach des Tages Last und Mühen. Es ist aber auch gemacht zu Gardinenpredigten; denn die Bettgardinen sind da, um hinter ihnen einerseits Predigten zu halten, andererseits anzuhören. In der Bibel steht nicht ohne Grund: „Wer Ohren hat, der höre!“ — Wer nnn hinter den Gardinen nicht hört, der verdient — daß man ihn an den Ohren schüttle! — Nicht wahr, meine Damen? —

Die Gardinen übrigens sind da, damit es nicht gehe „zu einem Ohr hinein, zum andern heraus.“ Es kann hinein, aber nicht heraus; die Gardinen hal

ten es zurück und hallen es wieder. Es summt fort während des Schlafes undstiehlt sich selbst in den Traum. Deshalb Gardinen!

Wer da glaubt, sich in der Ehe ruhig aufs Ohr legen zu können, der ist im groben Irrthum; auf ein Ohr kann er sich wohll egen, aber das andere bleibt oben und mit diesem muß er hören.

Mehrere griechische Schriftsteller haben sich Mühe gegeben, den praktischen Nutzen der Gardinenpredigten ins Licht zu stellen; aber nur mit geringem Erfolge. Bessern sollen sie, das ist ausgemacht; denn die Frauen behaupten es und die Frauen dulden keinen Widerspruch. Sie sollen auch bekehren und da nach der Lehre der Mystiker das Werk unserer Bekehrung erst im Tode ein Ende hat, so setzen auch die Frauen allnächtlich ihr Bekehrungswerk mit unermüdlichem Eifer fort. Sie sollen auch überzeugen und sie überzeugen auch manchmal, daß es in diesem Falle besser wäre, taub zu sein; sie belehren auch Manchen, welch' ein dummer Streich die Ehe ist, oder speciell gerade die seinige war.

Ueber die rhetorische Construction, den künstlichen Bau der Gardinenpredigten ließe sich Vielerlei sagen, was uns aber, da ihre Verschiedenheit so groß ist wie der weibliche Charakter, hier zu weit führen würde. Wir sprechen hier nur vom Schlusse. — Glücklich der Hörer, der eine solche Pferdenatur hat, daß er seine Gardinenpredigt ohne Emotion, ohne Widerrede anhören, einetwegen Satz für Satz als Sprachübung in's Lateinische oder Italienische übersetzen und wo möglich noch vor ihrem Schlusse einschlafen kann. O, der Schlaf, der Sorgenbeschwichtiger, ist in der Ehe besonders ein göttlicher Engel! O, Mancher wäre froh, hätte er diesen Engel, statt seines häuslichen Engels, geheirathet.

Am besten, d. h. insofern so etwas Schlimmes gut sein kann — sind die Gardinenpredigten, wenn sie sich zum Schlusse aus lauter Dissonanzen in Harmonien auflösen, wenn Ruhe und Waffenstillstand erfolgt; denn auf einen ewigen Frieden ist eben so wenig in der ehelichen, wie in der politischen Welt zu rechnen. Schlimm aber, sehr

schlimm sind sie, wenn sie mit Dissonanzen, d. h. mit schlagenden Gründen auf der einen Seite, gegen die Scheingründe auf der andern endigen. Dann sieht man erst am folgenden Tage sein blaues Wunder, was die Beredtsamkeit nicht Alles im Stande ist.

Ihr Territorium, ihre Kanzel, so zu sagen ihr dialektisches Schlachtfeld ist bekanntlich das Ehebett. — Einen Trost hat der besiegte Theil immer, den nämlich: daß er auf jeden Fall weich gebettet ist.

Die Leipziger Buchhändler-Ostermesse.

„Es ist die Zeit des großen Bücherfestes;
Von Bücherballen wimmeln alle Wege,
Geschmückt ist jedes Firmaschild, es ist,
Als ob die Krebse auf der Wandrung wären,
Wallfahrend nach der nassen Fluth; mich selbst
Ergriff der Strom der rückwärtsgeh'nden Menge
Und riß mich in das Weichbild ihrer Herzen.

Wie ward mir unter Euch!
Als mir der Nasen Kraft, der Stirne Ausdruck
Entgegenstrahlte, manches Leibes Umfang
Von guter Nahrung zeugte, ein hoher Büchergeist
In seine heitre Wunderwelt mich schloß —
— — — — — —
Als ich den Vorstand sah in seiner Pracht,
Die Pfennigblätter tadeln, die Collegen segnen.
O was ist Goldes, was Juwelenschein,
Womit sich Rauch= und Lederhändler schmücken!
Nur sie sind mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich der Krebse ist ihr Haus,
Sie sandten Alle fort, doch blieb nicht Einer aus.

Wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, so regnet es; denn der Krebs liebt das Nasse. In den Monaten ohne R schmecken die Krebse am besten, also vom Mai bis znm August; darum halten die Buchhändler ihre Messe im Mai.

Sie haben die Bücher hinausgesandt in die Welt, haben die holden Kinder losgerissen vom blutenden Vaterherzen; Alle aber kehren zur bestimmten Frist wieder, von inniger Sehnsucht getrieben. „Er zählt die Häupter seiner Lieben und sieh', es fehlt kein einzig Haupt!"

Der Krebs ist das Symbol der Treue, er kehrt

immer zurück. Manchen Leuten geht der Witz aus, d. h. er geht spazieren und kehrt nicht wieder zurück. Das ist eben der Witz bei den Büchern, daß sie ausgehen und dennoch wieder zurückkommen. Die Erde ist eine Kugel. Wenn man von einem Punkte aus immer nach Westen geht, so kommt man von Osten auf denselben Punkt zurück. Diesen Instinkt haben auch die Bücher, sie kehren in die Niederlage zurück, von wannen sie ausgegangen, und rasten dort aus von ihren Reisemühseligkeiten. Das Wiedersehen ist süß und holde Freudenthränen glänzen in den Augen des gefühlvollen Buchhändlers, wenn er seine geliebten Kinder wiedersieht.

Der Krebs ist ihr Wappen — auch ich habe unter dieser Fahne gefochten, auch ich ruhte an des Buchhändlers Busen als liebendes Weib und hab' ihm Kinder geboren, die er reich ausgestattet in die Welt sandte und die, von Sehnsucht nach der Heimath, von zärtlicher Liebe getrieben, wiederkehrten, wenn kaum ein Jahr verschwunden. **Soyons amis, Cinna!** Gleiche Leiden, gleiche

Wonnen bringen die Menschenherzen näher. Ich habe Eure Freudenthränen gesehen, laßt mich auch Eure Schmerzen belauschen.

Bücher unterscheiden sich aber auch von Krebsen. Der Krebs zwickt mit seinen Scheeren, Bücher aber werden von der Censurscheere gezwickt. Der Krebs hat seinen Magen im Kopfe; mancher Schriftsteller aber hat seinen Kopf im Magen; wo soll der Kopf nun in's Buch kommen? Beim Krebs ist der Schwanz das Beste, so auch bei Büchern, wenn das Ende rasch erfolgt. Wenn Krebse heiß gesotten werden, sind sie roth und genießbar; über manche Bücher gießt der Verleger die pikanteste Brühe der Ankündigung und dennoch bleiben sie roh und ungenießbar.

Wenn die Buchhändler in Leipzig versammelt sind, so ist der hervorstechendste Zug ihres Charakters die Gemüthlichkeit. Sie grüßen und herzen einander, kommen sich jährlich um ein Jahr jünger vor, blicken einander schwärmerisch in die Augen, lispeln leise von ungerathenen Kindern,

Schwindeleien, geringem Absatz, der ihnen nicht erlaubt, auf hohem Fuß zu leben, weinen über ihre Zöglinge und ersticken ihren Schmerz in Weinen. Der Schmerz ist groß aber von kurzer Dauer, des Herzens edle Regung, die Sanftmuth, macht bald wieder ihre Rechte geltend, sie drücken bei leichten Louisd'oren und Ducaten ein, manchmal auch zwei Augen zu, freuen sich des Daseins; denn sie haben die Frauen selten mit und zwitschern wie der Fink im Laube.

Es gibt viel edle Gestalten mit stattlichen Bäuchlein und sanft gerötheten Wangen unter ihnen, an welchen die Krebse spurlos vorübergewandelt. Sie tragen keine Fischbeinhüte mehr, sondern Filze; als wollten sie selbst andeuten, sie seien nachgerade in die Wolle gekommen. Nur diejenigen, welche Gedichte und Choleraschriften verlegt haben, sehen etwas blaß und angegriffen aus. Doch es ist im Ganzen nichts Tragisches bei der Sache! Eine Flasche Wein kann blos Einer trinken; denn trinken Mehrere davon, so ist's keine Flasche mehr, sondern es sind Gläser. Aber ein Buch können

Viele — Viele lesen und das ist betrübt! Man müßte die Bücher auf Mundsemmeln drucken; wer nun seine Mundsemmel lies't und ißt, hat sie zugleich vertilgt; ein Zweiter muß sich schon eine neue kaufen. Auf diese Art käme die Lectüre bestimmt in Geschmack und mancher Autor könnte sich rühmen, daß ihn seine Leser zum Fressen lieb haben. Das also ist der Fehler, daß die Bücher fortdauern, selbst wenn sie vergessen sind, daß Dasjenige, was darin steht, durch den Genuß nicht vertilgt wird, daß Hunderte aus einer Schüssel essen können und diese doch nicht leer wird. Man müßte sympathetische Tinte oder sympathetisches Papier erfinden, welches verschwindet, wenn der Inhalt einmal gelesen worden.

Ich habe schon oft daran gedacht, wie reizend es wäre, wenn man namentlich Romane auf weibliche Kleidungsstücke, z. B. auf Strümpfe druckte. So eine Dame zöge z. B. des Morgens das dritte und vierte Capitel aus Kenilworth an und läse es, wenn sie sich des Abends entstrumpft, im Bette vor dem Einschlafen. Früh würden die

Strümpfe gewaschen und das fünfte und sechste Capitel darauf gedruckt. Dies hätte auch noch den Vortheil, daß manche Dame auf diese Art täglich saubre Strümpfe anzuziehen veranlaßt würde. Und welch ein Glück für einen Verliebten, wenn er einen Theil seines Romans an den Beinen seiner Angebeteten erblickte. Er könnte dann mit Recht sagen, daß sie in das Innere seiner Dichtung eingedrungen ist. Die hätten dann auch nicht nöthig, ihre Abschnitte, Schilderungen und Dialoge zu dehnen; denn ein Strumpf dehnt sich von selbst. Auch würden die Capitel nicht mehr so lose und locker an einander gereiht; denn jedes wäre mit dem andern ordentlich verbunden: durch das Strumpfband. Wenn ferner so manche Dame einen oder den andern gedruckten Strumpf ausbesserte oder auftrennte, so hätte sie doch einmal Gelegenheit nachzudenken beim Strumpf des Autors, während sie nichts zu denken hat, wenn der Autor ein Strumpf ist — so zu sagen.

Und wie glücklich ein Dichter, wenn seine Gedichte auf Schleier, Halskrausen, Bajaderen ge-

druckt würden und dort um Nacken und Busen der Holdseligen flattern könnten, wie lüsterne Bienen, bunte Schmetterlinge. Ach, warum kann unser Einem nicht so wohl werden!

„Gib dich zur Ruh', bewegt' Gemüth!"

— Aus allem Diesem geht hervor, daß die Buchhändler die liebenswürdigsten und interessantesten Menschen sind, daß sie vor gewissen Schalthieren einen großen Abscheu haben, daß sie aber mit löblichem Eifer streben, die Bücher unter die Leute zu bringen, obgleich die Maculaturballen oft so groß werden, daß man viel leichter die Leute unter die Bücher bringen könnte.

Rede der Leipziger Dachtraufen an das männliche und weibliche Publicum.

Meine Herrn und Damen! Wir sind sehr herablassend, wenn wir uns mit Ihnen in

eine Unterredung einlassen. Aber das liegt im Zeitgeiste, der das Eine erhöht, das Andere herabsetzt. Wir Dachtraufen hier oben sind freie Menschen, wir haben das historische Recht für uns, die Stabilität, das Herkommen und die Hutmacher und die Schuhmacher. Darum, meine Herren, im Namen der Legitimität, der Hut- und Schuhmacher: Bestehung und Schutz den Dachtraufen!

Jede Protestation der Hüte und Schuhe können wir mit Gleichgültigkeit und Verachtung zurückweisen, denn wir haben die Hutmacher und Schuhmacher, ja sogar die Regenschirme und Steinsetzer für uns.

Wir sind Leute von „Einfluß,“ da wir unsere von den Dächern sorgfältig gesammelten Regenfluten auf die Häupter der Leipziger constitutionellen Staatsbürger herabgießen; dadurch — so können wir ohne Stolz behaupten — bekommen selbst die Armen irgend einen Zufluß. — Wir reinigen nicht nur das Pflaster, sondern waschen auch manchen Kopf und darunter manchen Schwachkopf; ja, wir sorgen mit uneigennütziger Theilnahme

für die zahlreiche Innung der Wäscherinnen. Denn ohne uns gäbe es keinen Koth in den Straßen, ohne Koth keinen Schmutz an den Damenstrümpfen und andern Unterabtheilungen der weiblichen Garderobe; ohne Schmutz gäbe es keine Wäscherinnen; — folglich sind wir eine wohlthätige Anstalt für Leipzig.

Ohne uns gäbe es keine Stiefelputzer! Stiefelputzer aber muß es geben, was würde sonst aus den Stiefeln, aus der Fleetword'schen Glanzwichse, aus der Menschheit in Summa? —

Wenn wir Sie manchmal unangenehm berühren, so bedenken Sie, daß wir von Oben kommen und nicht viel Rücksicht auf die unter Uns Stehenden nehmen können. Denken Sie an die Wasserkuranstalt des Priesnitz in Gräfenberg, deren Felsentraufwasserstrahl vier Fuß im Durchmesser hat, und Sie werden gestehen, daß, wenn Sie von Leipzig nach Priesnitz gehen, Sie erst aus dem Regen in die Traufe kommen.

Sie sagen ferner: „Wir ruiniren das Pflaster!" — Aber was hat das Pflaster für uns gethan?

— Seit Jahrhunderten reinigen wir das Pflaster, wenn es durch Ihre respectiven großen und kleinen Füße — (wir wollen sagen Schritte und verwahren uns deshalb vor jeder Injurienklage!) verunreinigt worden ist, und sollten darum meinen, wir hätten im Gegentheil bei diesem Pflaster einen Stein im Brete.

Wir haben uns gegen das Pflaster stets herablassend gezeigt; dieses aber hat sich nie zu uns erhoben, ausgenommen in der Pariser Julirevolution 1830, was übrigens eine Ausschweifung der Gefühle redlicher Steine war, die sich lange Zeit haben ruhig mit Füßen treten lassen.

Wir halten uns eigentlich zu den Doctrinairs, wir sind für das Centralisationssystem; wir concentriren die einzelnen Tropfen zu einem Strahle, wir

„geben uns nicht mit Kleinigkeiten ab„

wir sorgen für Jeden, daß er ordentlich in die Wäsche kommt. Uns gilt kein Stand, kein Rang — wir sind gerecht gegen Jedermann: dies

können uns die seidenen Damenhüte sowohl, wie die männlichen Filzhüte beweisen.

Uns gegen Uns bildet sich eine Opposition? Lächerliche Schwindelei des Jahrhunderts! — Wir bestehen und werden bestehen. Dem Ausflusse unserer Ideen kann keine Politik, keine Censur Schranken setzen. — Unsere hohe Abkunft schützt uns vor rohen Angriffen; wir stehen zu hoch, um gemeinen Tadel zu fürchten; wir sind löbliche, concessionirte Leipziger Dachtraufen im vollsten Sinne des Wortes. —

Man reize uns nicht; — wir fordern sonst das Jahrhundert in die Schranken! Wir fordern andere Städte auf, wo es keine Dachtraufen, sondern willkürliche, gemeine Blechröhren an den Häusern gibt: — sie mögen richten zwischen Ihnen, zwischen uns.

Meine Herren und Damen, wir zittern nicht; denn in Deutschland gibt es keine Erdbeben; aber wir rufen die Schuh-, Hut-, Regenschirm- und Pflastermacher zu unserm Schutze auf und sagen zu diesen: Meine Herren, greifen Sie in Ihre eigne

Brust und wenn Sie kein Herz von Stein haben so werden Sie gegen die Leipziger Pflastersteine niemals Partie nehmen.

Gott ist groß und Muhammed ist sein Prophet! Fallen wir Ihnen manchmal zur Last, so warten Sie, bis die Zeit zwischen uns richtet.

In 500 Jahren ist ganz Leipzig umgebaut, und dann gibt es keine Dachtraufen mehr; denn die Zeit rüttelt an den heiligsten Institutionen. Wir werden untergehen, wie die Makkabäer, wie die Abencerazen, wie die Ghibellinen, wie die Medici's, die Este's, wie die Berliner Bühnendichter; aber mit Stolz, mit Selbstbewußtsein; denn

„Auch Patroclus mußte sterben,
Und war mehr als wir!"

Aber erst in 500 Jahren strecken wir die Waffen und bis dahin wehren wir uns wie die Löwen oder eigentlich wie wasserstrahlende Delphine! —

Der Weihnachtsabend in Leipzig.

Es ist schon hergebracht, daß wir am Weihnachtstage in Leipzig schlechtes Wetter haben müssen. So geschah es auch diesmal; es schneite und regnete; die Damen gingen hoch aufgeschürzt, je nach der Farbe ihrer Strümpfe, wie auf weißen oder schwarzen Stelzen; die Dachtraufen sangen lustige Weihnachtslieder und es that ihnen ordentlich wohl, sich so recht inmitten des Menschengewühles entleeren zu dürfen.

Ich wandelte über den Markt, an den hellerleuchteten Buden vorüber, wo Menschengruppen mit und ohne Regenschirmen standen und sich begehrlich oder neugierig die Weihnachtsbäume, die Bergwerke und Küchen aus Holz, die Puppentheater, Vatermörder, Haarbürsten, Kämme und Pfefferkuchen — lauter Artikel der Weihnachtsbescheerung — besahen.

Hinter mir kam ein Junge gesprungen; er war,

wie es mir schien, absichtlich — in eine Vertiefung des Leipziger klassischen Pflasters (ich nenne es so, weil auf diesen selben Steinen gewiß der selige Gottsched einst gewandelt) und bespritzte mir den Mantel, der zwar wasser-, aber nicht kothdicht ist, auf eine etwas mehr als unanständige Weise.

„Halt da, Bursche!" rief ich, erfaßte ihn glücklich beim linken Ohre und zog den Unfreiwilligen in die Flur des Aeckerlein'schen Hauses. „Hiermit arretire ich Dich im Namen der Menschenrechte," sprach ich, die imposante Haltung eines Criminalactuars annehmend; es steht dem Kothe zwar frei, sich auf den Straßen zu sammeln, „es steht aber keinem Staatsbürger frei, ohne Nutzen diesen Koth auf die Kleidungsstücke eines andern, nämlich Staatsbürgers, zu übertragen. Denn Freiheit, Gleichgiltigkeit und Dachtraufen ist unsere Losung! Von oben her lasse ich mir die Anfeuchtung gefallen; weil ich muß: — von unten aber nicht, weil sie mein Kleiderreinigungskünstler sich nur ungern gefallen läßt."

Der Junge, dessen Ohr sich noch zwischen meinen Fingern befand, fing an zu weinen und schluchzte: „Ach, Herr Jesus! Ich habe es ja nicht mit Fleiß gethan!“

„Also ohne Fleiß,“ erwiderte ich, „Knabe, diesen Gedanken gab Dir Gott ein!“

Ich betrachtete mir den Leipziger Gamin näher; er war sehr ärmlich gekleidet — hatte aber einen wunderschönen Blondkopf und ein Paar tiefblaue, treuherzige Augen, um die ihn jede Dame beneiden kann.

„Eine Strafe aber muß sein,“ fuhr ich im Tone des Criminalactuars, welche Rolle mir heut sehr gefiel, fort; „wo wohnst Du, wie heißest Du, wer sind Deine Eltern? Ich werde zu diesen gehen, ihnen mein besudeltes Kleid, das Vergehen Deines Muthwillens, zeigen und darauf antragen, daß Du heute nichts bescheert bekommst.“

„Ach, Herr Jesus!“ rief der Kleine, dessen Ohr sich inzwischen emancipirt hatte, „ich kriege ja so nichts.“

„Wie so?“ inquirirte ich. „Hast Du keinen Vater?“

„Nee, auch keine Mutter!“ war seine trübselige Antwort. „Ich habe blos Stiefeltern und die haben selbst vier Kinder und können ihnen nichts geben, weil sie nichts haben. Mein Stiefvater ist Schuhmacher, aber er reparirt Sie blos alte Stiefel und da geht es uns sehr schlecht.“

„Knabe, aus Dir spricht die Weisheit des klassischen Alterthums,“ gegenredete ich weiter; „denn in alten Stiefeln, zumal wenn sie zerrissen sind, geht es sich sehr schlecht; hier speche ich aus Erfahrung, Zeuge dessen ist das Pflaster in Wien und Prag, wo ich meine poetische Jugendzeit durchträumte.“

Dem Knaben waren inzwischen, natürlich durch den traurigen Hinblick auf seinen freudenlosen Weihnachtsabend, die Thränen in die Augen getreten und die Lichter von den Weihnachtsbäumen in der Bude drüben spiegelten sich darin und ich dachte: Heiliger Christ! dem armen Kinde hättest Du doch auch etwas bescheeren können.

„Tröste Dich, mein Sohn,“ fuhr ich fort und wischte ihm die Thränen von den Wangen; „tröste Dich mit mir — mir bescheert heut Abend auch Niemand etwas.“

„Ach nee!“ rief der Knabe und lächelte wieder; „Sie — so ein reicher Herr?“

„Ich reich?“ fuhr ich zusammenschauernd zurück. „Wer gab Dir diesen entsetzlichen Gedanken ein? — Ja, Bube, reich bin ich; aber nur an Ideen — weißt Du, was Ideen sind? — Doch gleichviel! — Ich kann zwar einen Roman aus der Erde stampfen, mir wächst ein Gedicht auf der flachen Hand, aber die preußischen Thaler, der Segen des Mansfelder Bergbaues — sie haben mich nie geliebt!“

„Ach, Sie sind ja wohl verheirathet,“ fuhr der Kleine fort, „und so wird Sie Ihre Frau schon etwas bescheeren.“

„Mach mich nicht erbleichen, Thebaner!“ schrie ich; „aber ich verzeihe Dir; denn dieser Gedanke kam nicht aus Deiner armen Seele.“

„Wär' ich so schlimm, wie sie es oft gemeint:
Kein Engel hätte dann um mich geweint."

„Ach geweint habe ich gestern sehr," fuhr der Knabe betrübt fort; „als der Vater uns sagte, daß wir nichts zu Weihnachten bekommen sollen; aber was hilft's denn!?"

„Also Du bekömmst gar nichts," sprach ich und drückte seine Hand; „sei mir darum willkommen, Bruder! ich bekomme auch nichts, oder, mit Dir zu reden, „ooch nischt!" Sieh, ich habe auch keinen Vater, keine Mutter und am allerwenigsten eine Frau. Komm morgen zu mir, und „Du wirst einen stillen Mann an mir finden." Da steht kein Weinachtsbaum halb herabgebrannt, keine funkelnden Gläser, keine Blumen, keine Cigarrenetuis, keine zart gestrickten Börsen und dergleichen. Wie gesagt: Du sollst einen stillen Mann an mir finden! Dessenungeachtet aber sollst Du meinetwegen nicht büßen; Du thatst, was Du nicht lassen konntest, und einen Theil Deiner Schuld muß das Leipziger Straßenpflaster vor dem ewigen Richter tragen. Ich will Dich beschenken, — kolossal beschen-

ken, so kolossal, als ich es vermag. Ich könnte Dir ein Exemplar des Damen-Conversations-Lexikons verehren; aber dabei fällt mir ein, daß Du keine Dame bist, und wenn Du Deine Butterbemme einwickeln willst, findest Du schon noch anderes Papier. Ich könnte Dir an meinen Verleger eine Anweisung auf ein Freiexemplar des Kometen für 1838 geben; aber was nützt Dir dieses; ich könnte mich in Dein Stammbuch schreiben, vorausgesetzt, daß Du eines hast; aber es wird doch niemals daraus ein Schiller's Album werden! Also was nützt Dir dieses? — Ich könnte Dir dort drüben einen grünen Weihnachtsbaum kaufen; aber diesen kannst Du nicht essen und ich blicke tief in Deine Seele, Du bist ein Mann der praktischen Interessen. Dein Trieb strebt nach dem Realen. Ich will Dir — erschrick nicht! — und Deinen Stiefgeschwistern Pfefferkuchen kaufen. Esset ihn auf meine Gesundheit, und wenn Ihr satt seid, so rufet: Das ganze Leben ist ein Pfefferkuchen. Wandle mit mir, Thebaner, Dir kann geholfen werden."

Ich ging mit ihm an eine Bude und kaufte ihm zwei Pfund Pfefferkuchen. Bevor ich ihn entließ, hielt ich ihm, in der Rückerinnerung meiner frühern Carriere als Hauslehrer von 5 böhmischen Kindern schwelgend, — noch folgenden Sermon:

„Zur Mäßigkeit kann ich Dich nicht zwingen,
Doch erlaub' ich Dir auch die Unmäßigkeit nicht."

Grüße mir Deinen Stiefvater, den constitutionellen Mann, den Verbesserer schadhafter Fußbekleidungsstücke, sag' ihm: Abällino wäre unter Euch. — Und sollte Dir dieser Pfefferkuchen nicht ganz mißbehagen, und solltest Du, was ich nicht gewiß weiß, dereinst wieder Appetit nach dergleichen verspüren, so frage nach mir. „Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt." Ich wohne in der Hainstraße, in dem Hause neben der Tuchhalle. Die Treppe daselbst ist zwar sehr finster; das rührt aber nicht von dem Hinterbaue der Tuchhalle her, und wenn Du hinauffällst, was hier eben so leicht ist wie das Herabfallen, so gedenke des weisen Spruches: Durch Nacht zum Licht! — Denn von halb 4 Uhr an brennt bei mir schon Licht, wenn

ich zu Hause bin. Dann poche in der zweiten Etage an die Thür rechts, vorausgesetzt, daß Du sie findest — öffne und frage: Ist kein Dalberg da? — und Du sollst willkommen sein. Jetzt aber: „Geh Du linkwärts, laß mich abwärts gehn!"

Der Knabe bedankte sich und sprang im Galopp davon, kehrte aber im Augenblicke wieder um und fragte recht naiv: „Nicht wahr, Sie sind wohl vom Theater?"

„Woher kam Dir diese Einsicht, Knabe?" fragte ich staunend.

„Sie sind wohl der Herr B—us?"

„Warum dieses?"

„Nu, ich habe gehört, der raisonnirt so schöne über die Zeitungen."

„Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiele," sagte ich nicht ohne Pathos und wir schieden.

Ich wandelte nach der Petersstraße und hatte die Absicht, in das **Hôtel de Bavière**, das Asyl

der alten und jungen Junggesellen zur Zeit der Weihnachtsbescheerungen, zu gehen.

Was man sich doch mit der deutschen Sprache plagen muß! Gesell, setzt schon Jugend voraus, jung noch mehr; und vollends junger Junggesell. Das ist noch viel mehr als ein hölzernes Bret, eine eiserne Messerklinge! — Die alten Jungfern ersparen gegen uns 33⅓ Prozent an Jugend.

Aber ich wollte, wie gesagt, ins **Hôtel de Bavière** gehen und lavirte ein kühner Wagehals zwischen den Dachtraufen in phantastischer Richtung hin und her. Da trat der Mond plötzlich aus den Wolken und warf den Schatten der Dächer vor mir auf das Pflaster. — Ich gewahrte neben meinem Schatten noch einen zweiten Schatten, nnd doch schritt Niemand in solcher Nähe weder vor, noch hinter mir. Ich däuchte mir ein umgekehrter Schlemihl zu sein. Dieser hatte gar keinen Schatten und ich warf deren zwei. — Die Sache frappirte mich; ich betrachtete mir den Schatten aufmerksamer. Er wandelte in gerader Rich-

tung mit den Dächern der Häuser, ja vielmehr auf der Kante derselben selbst.

Ich sprang auf die entgegengesetzte Seite der Straße und blickte empor. Beim Barte des Propheten! Da oben wandelte ein Mensch Nacht. — Ich rief mehreren Vorübergehenden zu, machte sie auf das Phänomen aufmerksam und bald versammelte sich eine große Menschenmenge um uns. „Meine Herren und Damen," rief ich der Versammlung leise zu, „um Gottes willen, lassen Sie den Mann oben ungestört seinen Spaziergang halten; denn auf jeden Zuruf stürzt er herab." Ein junges Mädchen wollte mir in die Rede fallen, ich aber hielt ihr den Mund zu und flehte: „Meine Dame, überwinden Sie es nur 5 Minuten, zu schweigen; es hängt ein Menschenleben davon ab."

Einer der Umstehenden machte sich anheischig, auf die Wache zu laufen; es sollte Generalmarsch geschlagen werden und die Communalgarde ausrücken.

Nur mit Mühe hielt ich ihn zurück.

Ein Zweiter machte den Vorschlag, die Dächer

der Nebenhäuser mit Schusterpech zu beschmieren oder mit Heftpflaster zu belegen, damit der Nachtwandler nicht ausglitsche — bis ihm Rettung werde.

Ich beruhigte auch diesen; denn die Sache schien mir nicht ganz praktisch.

Ein Dritter wollte die Jahrgänge der * * Zeitung auf die Straße legen lassen, damit der Nachtwandler beim Herabstürzen recht weich falle. —

Das war aber Alles zu spät; denn an jedem Tritte des verwegenen Somnambülen hing ein Menschenleben: nämlich das seinige. —

Der Nachtwandler mußte inzwischen von unserer Unterhaltung etwas gehört haben; denn er machte rechts um und ging im Paradeschritte nach dem Markte zu. — Wir alle nach, natürlich was uns betrifft auf der Straße, er auf dem Dache abwechselnd in den Rinnen, an den Traufen vorüber, je nachdem es ihm convenirte, oder auf der scharfen Kante des Giebels. Er bog nach der Marktseite — wir mit; der Haufe wurde immer größer,

einige Kurzsichtige sprachen von Aufruhr oder Auflauf: ich verstand es nicht deutlich.

Vis-à-vis von der Börse, auf dem Dache von Auerbach's Hof, blieb er plötzlich stehen. Unverwandt blickte er bald nach dem Börsengebäude, bald nach dem Monde, dessen Strahlen er gierig zu saugen schien.

„Jetzt, meine Herren," rief ich der Versammlung zu, „ist der Moment günstig; jetzt ist er vielleicht zu retten; eilen Sie schnell und bringen Sie so viel Betttücher, als Sie nur auftreiben können. Diese spannen wir aus, halten sie fest; ich rufe ihm zu — und er stürzt herab. Vielleicht hält er's aus."

Binnen zwei Minuten — es macht dem Charakter der Leipziger Ehre! — waren mehr als zwanzig Betttücher zur Stelle und ausgespannt. — Ich bat die Versammlung um tiefes Schweigen und rief mit lauter Stimme zum Dache empor: Masaniello! Masaniello!

Der Nachtwandler schlug sich vor den Kopf,

trat auf die Rinne, beugte sich hernieder und sprach im tiefen Baß: „Fenella, ich komme!“

Er verlor das Gleichgewicht und stürzte herab. Glücklich hatte ihn ein Betttuch, von nervigen Fäusten einiger Auflader gehalten, aufgefangen. Ob es ohne Riß geschehen, weiß ich nicht genau anzugeben.

Aber der Herabgestürzte lag leblos in der weißen Umhüllung. Ich eilte schnell zum Conditor B**, nahm dort ein Glas Düsseldorfer Punsch, sprang zurück und trank es aus.

Er erholte sich, nachdem ich das Glas geleert.

„Unglücklicher!“ rief ich, als er die Augen aufschlug, „wer sind Sie? wo wohnen Sie?“

„Ich bin ein Wesen,“ sprach er mit einem tiefen Seufzer, „das Rechte besitzt, die aber nicht anerkannt werden. Ich habe Geltung, aber keine Anerkennung derselben. Ich bin von Werth gewesen und nun plötzlich werthlos geworden. Ich lebe nicht und bin nicht todt. Man hat meiner vergessen.“

„Sie sind doch nicht ein deutscher Schriftsteller?“ fragte ich erschrocken.

„Das weniger,“ antwortete er; „hören Sie meine Geschichte. Ich bin ursprünglich eine Actie der Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft und bei der letzten Einzahlung vergessen worden. Stellen Sie sich mein Unglück vor.“

Er erblaßte und sank sichtbar zusammen — sein letzter sterbender Blick war nach der Börse gerichtet. Eine Secunde darauf war er todt. —

Jungfrauen wickelten ihn in das Betttuch, trugen ihn in den Park hinab und begruben ihn am Fuße des Schneckenberges. —

In spätern Jahrhunderten wird man seine Gebeine finden und über ein Hünengrab in der Gegend von Leipzig Untersuchungen anstellen.

Erschöpft und tief bewegt ging ich nach Hause. Hinter mir flüsterte eine melodische Stimme: „Man sagt, er wollte sterben!“

Die Feuersbrünste 1838.

Es brennt jetzt in allen Ecken. In Petersburg ist merkwürdiger Weise das Winterpalais abgebrannt, in Gotha das Sommerhaus des Prinzen von Würtembergin London die Börse, das Wechselhaus, in Paris das Théâtre italien, das Haus des Wechsels.

Betrachtet man die Witterung und die Menschen, die diesmal mehr frieren, als im vorigen Jahre, so begreift man nicht, wo so viel Feuer herkommen kann. Anno Dreißig, wo der gute Wein wuchs und im Juli sogar die Pflastersteine feurig wurden, und 1834, wo ein noch besserer Wein wuchs, unter dessen Firma wir aber jetzt fünfunddreißiger und sechsunddreißiger trinken müssen, — war das Alles eher zu vermuthen. — Aber wir feieren jetzt, trotz dem, daß so viel Staats- und Privatpaläste brillant geheizt werden. — Wenn nur die Armen etwas davon hätten. Aber die Armen sind die eigentlichen armen Teufel!

Warum sagt man immer „armer Teufel" und niemals reicher Teufel? —

Es ist schon ein Unglück, arm zu sein, und nun machen sie Einen noch zum Teufel. Das ist — allen Respect vor der deutschen constitutionellen Freiheit! — ein doppeltes Unrecht. Warum soll der Teufel immer arm und der Arme immer Teufel sein. Der Arme kann sich die Höllenbeziehung mit demselben Rechte verbieten, wie der Teufel sich alle derartige Beileidsbezeugungen verbieten muß. —

Der Teufel ist auch nicht arm. Denn, sagen Sie — steckt etwa der Hochmuthsteufel, der Geldteufel, der Hausteufel unter den armen Leuten? Nein! — Auch der Waldteufel ist nicht arm; denn der hat bei jetziger kalter Witterung doch wenigstens Holz zum Einheizen. Und das hat der wirkliche Teufel, der Teufel par excellence auch. Er sitzt warm und trocken und reibt sich die Hände, nicht vor Frost, sondern vor Vergnügen daß die sogenannten armen aber, dummen Teufel jetzt frieren.

Für ihn sorgt ein großer Theil der Menschheit, die Pfaffen, die Mystiker und Pietisten: die halten ihn warm. Ohne deren brünstige Liebe wär' er schon längst erfroren.

Es fällt niemals einer Regierung oder Polizeibehörde ein, dem wirklichen Teufel einzuheizen; aber uns armen Teufeln heizen sie ein, wenn auch ohne Holz.

Hat einer sein Vermögen verloren, das Bein gebrochen, Bankerott gemacht u. s. w., so äußert sich die christliche Milde in dem Ausdrucke: „der arme Teufel!" Das sind zwei Injurien in Einem Athem. — Hat aber einer alle Welt betrogen die Frau des Andern verführt, contrahirte Schulden nicht bezahlt, schurkische Prozesse gewonnen; dann heißt es im behaglichen Tone: „das ist doch ein Teufelskerl."

— Lassen wir aber den armen Teufel am warmen Ofen sitzen, wie der deutsche arme Teufel dies so gern thut, und sprechen von den Feuersbrünsten.

— „Auch ich bin in Arkadien geboren", d. h. auch ich habe durch die Feuersbrunst vom 4. August vorigen Jahres gelitten.

Lassen Sie mich, verehrter Leser! schweigen von den fremden Gedichten, welche ich damals verloren habe, von den Novellen, die ich aufnehmen sollte, die Sie aber jetzt nicht zu lesen brauchen: denn man muß von den Todten nur Gutes sagen.

„Sie haben gehofft, ihr Lohn ist abgetragen; sie fraß des Feuers und des Wassers Wuth!"

Jenseits sehen wir sie vielleicht wieder, aber wenn ich mir gerade deshalb ein Jenseits wünschen sollte, wünsche ich mir lieber keins! —

Lassen Sie mich schweigen von verlorenen Büchern und Hemden; denn die Erstern werden durch die Letztern wieder ersetzt; aus alten abgetragenen Hemden werden doch in der Regel Bücher. Ihr Zweck ist vielleicht bereits erreicht und es ist möglich, daß jetzt die Würzburger Zeitung auf meine Hemden gedruckt wird.

Lassen Sie mich schweigen von meinen Stiefeln! Vielleicht wandelt jetzt Jemand in diesen die Rosen- und Dornenbahn des Ehestandes und wenn ihn auch der Schuh nicht drückt, so drücken ihn die Stiefel! — Die Ehe bildet, sagt der Philosoph, einen wichtigen Absatz im Menschenleben. Mögen ihm die Absätze meiner Stiefeln nicht so wichtig, aber recht dauernd erscheinen.

Lassen Sie mich schweigen von meiner zertrümmerten Gypsdiana! Sie war ursprünglich Gypsstaub, als sie geboren wurde, und ward zerstäubter Gyps, als sie starb.

Lassen Sie mich schweigen von einem verlorenen Rassirmesser. Mein Vertrauen zu diesem war schon längst gesunken. Ich hatte mir mit demselben sieben Jahre lang vergebens einen Schnurrbart rassirt — es hat meine Erwartungen getäuscht; er kam nicht. An dem Rassirmesser war Hopfen und Malz verloren!

Lassen Sie mich schweigen von meinen Schlittschuhen! — Aber Eins wäre ich doch neugierig zu wissen: wie hat der Mann, welchem sie an

jenem stürmischen Abende in die Hände fielen, schon am 4. August vorigen Jahres gewußt, daß wir diesmal einen strengen Winter bekommen werden? —

Lassen Sie mich schweigen von meinen Vorhängen und Rouleaux! denn es ist seitdem heller bei mir geworden und ich rief am folgenden Morgen aus: „Es beginnt bei mir zu tagen!" — Erlauben Sie mir, daß ich ein Mann der Aufklärung sein darf.

— Aber nein! Lassen Sie mich von allem Diesem nicht schweigen, denn es ärgert mich!

Da ist z. B. die Herzogin von Würtemberg abgebrannt und ihr Vater, der König der Franzosen, muß sie zum zweiten Male ausstatten. — Das kann Er, denn er ist kein armer Mann, und ich wünschte, ich wäre sein Sohn, dann brauchte ich keine Bücher zu schreiben. —

Da ist z. B. dem Kaiser von Rußland sein Winterpalais abgebrannt; aber das schadet ihm nichts, er hat Häuser genug, sogar eins in Berlin. — Wenn ich nur Eins in Leipzig hätte; ich

strebe gar nicht nach dem Berliner Bürgerrechte; das kostet fünftausend Ducaten!

Aber was noch mehr! Am folgenden Tage nach dem Petersburger Brande, haben dem Kaiser Leute vom Adel, Kaufmannsstande, ja sogar Bauern, Tausende, Hunderttausende, ja Millionen Rubel angeboten, damit er sich ein neues Residenzschloß bauen könne. — Er hat es aber ausgeschlagen! — Das konnte er in seinen Verhältnissen sehr leicht; mir wäre es aber in meinen Verhältnissen viel schwerer geworden, diese Summe auszuschlagen, als anzunehmen.

— Was hat man mir nach meinen enormen Verlusten für einen Ersatz gegeben?

Fast keinen! Durch freiwilligen Beitrag erhielt ich eine Damenlocke in zweiter Auflage wieder, deren erste eine ruchlose Hand entweder dem Feuer entrissen oder ins Feuer geworfen hat. —

Was erhielt ich weiter? Stiefel, Hemden, Schlittschuhe, Gypsfiguren? Gott bewahre! —

Ich erhielt Gedichte! Gedichte in Messen, Gedichte, die mit ihren fehlerhaften Füßen mir wie-

der auf die Beine helfen sollten — und nun frage ich, ein deutscher Jüngling! ob der Kaiser von Rußland, oder selbst die abgebrannte Prinzessin von Orleans, nicht mehr zu beneiden ist, als ich? —

„Deutsches Volk, Du herrlichstes von allen,
Deine Eichen steh'n, Du bist gefallen!“

Reflexionen.

der auf die Beine helfen sollten — und nun frage ich, ein deutscher Jüngling! ob der Kaiser von Rußland, oder selbst die abgebrannte Prinzessin von Orleans, nicht mehr zu beneiden ist, als ich? —

„Deutsches Volk, Du herrlichstes von allen,
Deine Eichen steh'n, Du bist gefallen!“

Die Sterne.

Sie hängen tief unter mir, der blaue Azur umgibt mich wie eine weite Kuppel und die Sterne blicken wie Millionen Mädchenaugen hernieder, schmachtend, sanft, liebend, feurig. — Ihr Sterne seid wohl vergötterte Mädchenaugen, die in Liebe gestrahlt und im Tode gebrochen! Der Allmächtige hat mit Euch, wie mit Demanten, seinen Talar geschmückt und Ihr blickt wehmuthsvoll lächelnd, schmerzerfüllt, thränenbefeuchtet auf die arme Erde nieder, wo die armen Menschenherzen schlagen, wo die Thränen fließen und die Seufzer verhallen.

Ob es oben bei Euch besser sein wird? Euer Strahl wiederglänzt ja in jedem Menschenauge, in

jeder fallenden Thräne und der Strahl kömmt vom Himmel. Ach die schönsten Sterne des Menschenantlitzes verlöschen in ewige Nacht: die Augen des Heros, wie der liebenden Jungfrau —; Ihr leuchtet ewig fort, vom Schöpfungstage an bis zum Weltenbrande, der die Feuergloben zerschmettern wird. Dann, heißt es, werden auch die Menschenaugen ihre Wimpern wieder aufschlagen und heller sehen, als in der Erdendämmerung. —

Ich habe zwei Augen gekannt, die leuchten jetzt auch schon oben in der funkelnden Reihe des Weltenstirnbandes — jene beiden hellen Punkte müssen es sein! Das Herz aber hat ausgeschlagen, der Mund ausgelächelt, der selbst im Tode lächelte.

Wie ich Euch so staunend betrachte, Himmelssterne! durchwallen die Orgeltöne der Andacht meine Brust und mir wird ehrfurchtsvoll bange und ich finde mich so allein, so arm, so verlassen in der gigantischen Unendlichkeit und sehne mich nach einer Menschenbrust, an die ich mein brennendes Haupt drücken könnte.

O der Mensch ist doch das Herrlichste der Schöpfung und ohne den Menschen, ohne das Menschenauge, ohne die Menschenstimme wäre sie doch nur ein glänzendes Grab mit Farbenschmuck und kaltem Flimmer. — Wenn alle Menschen doch nur zu lieben verständen! — Habt Ihr es nicht bemerkt — wie der goldene Schmuck heller leuchtet am Busen der lebensfrohen, lachenden Braut, als am Leichenhemde des früh gestorbenen Kindes? —

Auch die Erde hat ihre Sterne, sie funkeln auf der Brust der Großen, Hohen; aber sie funkeln nicht so klar, so ruhig wie die himmlischen; sie bedecken oft ein sorgen- und ehrgeizgequältes Herz, unter dessen Schlägen sie erzittern. Wie schwer errungen und wie nichtig im Tode! Wie armselig diese Sterne, wenn sie das Sargtuch decken, wenn sie nur die Stelle bergen, wo ein Herz schlagen konnte.

Stehlt die Sterne nicht mehr vom Himmel und klebt sie auf eine Menschenbrust. Es ist Sünde!

Aber laßt die Herzen frei schlagen, laßt seine Pulse aufjauchzen in unendlicher Liebe für alle Menschheit und, bei Gott! solch ein menschlich Herz ist ein himmlischer Stern. — Hat Titus einen Orden gestiftet? — Nein! — Aber sein Herz ward unter die Sterne versetzt und strahlt ewig in ihrer Weltengeschichte!

Der deutsche Magen.

Jemand sagte irgendwo: das deutsche Theaterpublikum hat einen Straußmagen. Wie dieser alte Hausschlüssel, Glasscherben, Perrücken und Aktenbündel zu verdauen im Stande ist, so Jenes allerlei Unsinn, schlechte Uebersetzungen aus dem Französischen, Mädchen in Beinkleidern, Possen von Bühnendichtern Berlins, Balletunsinn, Operngeklingel; nur keine Trauerspiele mehr. —

Es ist nicht immer ein harter Braten, der dem Menschen schwer im Magen liegt; es sind noch viele andere Sachen, welche fatale Magenbeschwerden verursachen. — So liegt den hohen Mächten jetzt die holländische Frage im Magen, vermuthlich wegen des vielen Siegellacks, das an den zahllosen Conferenzprotokollen hängt.

Goethe sagt im Faust:

„Die Kirche hat einen guten Magen."

Sie hätte ihn noch; aber sie erhält jetzt blutwenig zur Verdauung gegen sonst und in Preußen, Spanien und Portugal hat sie mehr Herz- als Magendrücken.

Manchen Menschen ist der Magen ihr Abgott; sie sind mehr Magen als Menschen. Ihre Sorge geht nicht nach Völkerglück, Ruhm, Unsterblichkeit; sie haben den Magen im Kopfe und den Kopf im Magen. Bei der Aussicht nach frischen Austern oder Fasanen werden sie Schwärmer und ein wilder Schweinskopf kann sie poetischer stimmen als der zahmste Hofpoet. Der

Magen ist ihre Seele und seine Pflege erfordert ein eigenes Studium. Kommen doch vom Magen die Träume, daher so viele Träume im Leben, und wenn der Magen nicht knurrt — hebt die Phantasie freier ihre Schwingen. Wo der Magen zu raisonniren aufhört, da fängt der Kopf an zu denken, und wer für den Magen gar nicht zu denken hat, denkt am besten für den Kopf. — Der Magen hat schon viel mehr Unheil in der Welt angestiftet, und ein guter Magen ist den Großen der Erde oft mehr werth, als ein guter Kopf. Ein guter Kopf muß immer pariren; der Magen aber parirt nicht immer und es folgen Indigestionen, Mißmuth, Launen, welche dann die Untergebenen oft schwer büßen müssen. — Es gibt oft Fälle, wo man bei Beschwerden sich den Magen erleichtern kann; ein guter Kopf darf sich aber nicht, ohne Gefahr kürzer gemacht zu werden, erleichtern. Die Wichtigkeit des Magens hat man auch dadurch anerkannt, daß man wohl eine Kopfsteuer, aber keine Magensteuer in vernünftigen Staaten eingeführt hat. Der Magen ist zudem

meistens ein stiller ruhiger Patriot, der in der Regel viel vertragen kann; der Kopf aber ist oft ein unruhiger Kopf, der gern gegen die Wand rennt und nichts vertragen kann, außer etwa bei toleranten Ehemännern Dieses und Jenes. Zwar hat der Magen auch seine Beschwerden; es sind aber weit weniger Menschen an Magendrücken gestorben, als an Herzdrücken. Die hohe Pforte des Magens ist der Mund. Was da hineingeht bringt in der Regel keine Gefahr; aber was herauskommt, das ungezügelte Wort, macht, daß man sich die Zunge verbrennt.

Die Franzosen sind in der Cultur des Magens in Europa die größte Nation und doch können sie in anderer Hinsicht nicht viel vertragen. Das mag freilich daher kommen, weil sie von der Leber weg sprechen dürfen und diese dadurch eine größere Ausdehnung erhält.

Ich habe einen Mann gekannt, der aß kein Brot, weil er behauptete, daß an der Stelle im Magen, wohin das Brot zu liegen kommt, etwas Besseres liegen könne. Er starb nach einer großen

Mahlzeit in einer Portchaise eines seligen Todes — ausgesöhnt mit der Welt und seinem Magen.

Es wäre interessant, die verschiedenen Magen der Nationen Europas zu untersuchen, zu classificiren und anzugeben, wie viel Dieser und Jener mehr vertragen kann. Es ist erwiesen, daß Deutsche in England viel mehr Geistiges vertragen können, als auf dem Continente; und dies soll an der gesunden Luft im Freien liegen. Darum, meine Freunde, haltet den Magen warm und den Kopf kalt. Geräth der Kopf in Hitze, so droht ihm Gefahr, und droht ihm Gefahr, so ist auch der Magen gefährdet. Seid umschlungen, Ihr Millionen Deutsche, die Ihr einen guten Magen habt! —

Spruch in der Sylversternacht.

Der letzte Ton ist verklungen! — Wir stehen an der Scheidewand des Jahres! — Von den Grabhügeln, welken Blumen, gesunkenen Hoffnun-

gen und ungelösten Räthseln werfen wir einen freudigen Blick in das neue Jahr. — So sieht die Mutter von dem Sarge des ältern Kindes nach der Wiege des Säuglings. — Was vergangen, sei dem Grabe der Zeit geopfert. Sie ist der Krater, dessen Rand sich ewig erweitert, und der tiefe Abgrund wird doch nie gefüllt. — Noch ein Glas dem alten Jahre und dann werft die Gläser an die Wand. — Ein neues Jahr glänzt uns entgegen im frischen Sonnenschein, ein neuer Frühling wird blühen, neue Entwürfe werden uns beseelen und reich an Erfolgen ist die Zukunft. Unser Leben ist die Zukunft; die Gegenwart nur ein Grab, das wir selbst graben. Vorwärts den Blick; jede Zeit kann Rosen bringen. Mit den entblätterten Dornen in das Feuer — ein Thor, der sich selbst geißelt und den Schmerz aufstachelt. — Muthig voran! Noch lebt der alte Gott und der Geist und die Kraft und die Liebe. Und auf tausend Blüthenzweigen schaukelt sich die Freude, ein rosiges Kind. Sie scheidet nur mit dem letzten Athemzuge, wie die Hoffnung. Wer

bis an den Tod geliebt, liebt über das Leben hinaus. Muthig voran! Spannet die Hoffnung als Fahne aus und laßt sie hoch flattern in den Sturmwolken der neuern Zeit, und der Herzschlag des Vertrauens schlage den Marsch. — Menschenbrüder! der Zug geht in ein neues Leben. Kommt mit, Ihr Siechen und Kranken; im neuen Lenze könnt Ihr genesen! Die Erde ist so schön und die Wallfahrt so kurz — vorwärts den Blick, hoch den Arm, Blumen winken und Trauben von der Rebe. — Die Glocken tönen von den Thürmen, sie begrüßen das neugeborene Kind — läutet mit den Pokalen dazu und in wessen Auge noch eine Thräne der Vergangenheit glänzt, der lasse sie hinabrollen in das Rebenblut und schlucke sie hinab, daß sie begraben sei für immer! — Leeret das Glas; hoch das neue Jahr! —

Druck von E. Polz in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herloßsohn, Karl,

Zeit- und Lebensbilder Novellen, Humoresken, Ironien und Reflexionen

Bd.: 1

Leipzig (1839)

P.o.germ. 606 b-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110914-8